

STELLA TACK
EVER & AFTER
DIE DUNKLE HOCHZEIT

TRIGGERWARNUNG

Liebe*r Leser*in,

dieser Roman enthält Themen, die potenziell emotional belasten oder triggern können. Auf Seite 702 befindet sich ein Hinweis zu den Themen.

ACHTUNG: Dieser enthält Spoiler für die gesamte Handlung.

STELLA TACK

EVER & AFTER

DIE DUNKLE HOCHZEIT

Band 2

Ravensburger



1 3 5 4 2

Originalausgabe

© 2024 Ravensburger Verlag GmbH,
Postfach 2460, D-88194 Ravensburg

Text © 2024 Stella Tack
Dieses Buch wurde vermittelt von der Literaturagentur
erzähl:perspektive, München
(www.erzaehlperspektive.de).

Umschlaggestaltung: Alexander Kopainski unter Verwendung von Fotos
von Shutterstock: © Vladyslav Travel photo, Ole moda, kaisorn, Media Guru,
Breezy Point, Mischokom, Mr. Rashad, popular.vector, KASUE, Iryna_Shancheva,
Gizele, armo.rs, Turan Ramazanli, Croisy, soponyono und DISTROLOGO.
Sowie unter Verwendung eines Motivs von Turbosquid: © Nardid.

Lektorat: Ulrike Gerstner
www.ulliverse.de

Alle Zitate aus Märchen stammen aus: Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen.
Gesamtausgabe mit allen Zeichnungen von Otto Ubbelohde in zwei Bänden
[Erster Band Märchen Nr. 1–93, zweiter Band Märchen Nr. 94–200]. Nach der
Großen Ausgabe von 1857. München 2005. Der Märchen- und Eigennamen
»Sneewittchen« wurde im vorliegenden Werk in »Schneewittchen« umgewandelt.

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

ISBN 978-3-473-58614-1

ravensburger.com/service

Für meinen Großvater Leopold

*... der die schlechtesten, aber liebevollsten Zöpfe
der Welt geflochten hat.
... der voller Hingebung in seinem Garten stand und
sich um seine Sonnenblumen gekümmert hat.
... der vor Aufregung beim Fußballschauen immer mit den Füßen
gewackelt hat wie ein Dackel mit dem Schwanz.
... der seine Schokolade immer in der Schublade neben dem Sofa
versteckt hat. Sorry, ich hab das Versteck entdeckt, Opa!
... der immer mitsummen musste, wenn im Radio Blasmusik lief.
... der es liebte, im Heurigen mit seinen Freunden
Karten zu spielen.
... der mir immer voller Liebe über das Haar gestrichen hat.
... der nie ein Buch von mir gelesen hat und
dennoch stolz auf mich war.
... der mich bis zum Ende angelächelt und versichert hat,
ich solle mir keine Sorgen machen.
... dessen Hand ich halten durfte. Bis zum letzten Atemzug.*

Wir vermissen Dich, Opa.

So sehr.

*Ich hoffe, wir sehen uns bei den Sonnenblumen
unter den Apfelbäumen wieder.*

*In Liebe
Deine Stella*

KAPITEL 1

In der Nacht, während alles schlief, stand sie auf und nahm von ihren Kostbarkeiten dreierlei, einen goldenen Ring, ein goldenes Spinnrädchen und ein goldenes Haspelchen; die drei Kleider von Sonne, Mond und Sternen tat sie in eine Nusschale, zog den Mantel von allerlei Rauwerk an und machte sich Gesicht und Hände mit Ruß schwarz. Dann befahl sie sich Gott und ging fort ...

Aus »Allerleirauh«
Gebrüder Grimm

Es platschte, als meine Füße in einer Pfütze landeten. Das Wasser spritzte mir dabei bis zu den Waden hoch und durchnässte den Saum des dämlichen Kleides, das so ausladend war, dass ich mich kaum darin bewegen konnte. Obwohl es meine Sicht einschränkte, zog ich mir die Kapuze des blauen Mantels tiefer ins Gesicht und drückte mich dabei so weit in den Schatten, wie ich konnte. Mein Puls hämmerte so laut in meinen Ohren, dass ich kaum etwas anderes hören konnte, auf meiner Zunge lag der blutige Geschmack von geplatzten Äderchen in der Lunge.

Keuchend hielt ich den Atem an, um über das hektische Pochen meines Herzens hinweg auf Schritte zu lauschen, die nicht zu mir gehörten. Meine drei Bewacher waren so leise wie ein Windhauch, und in den zwei Wochen, die ich nun schon im Carneval de Masquerade

festgehalten wurde, hatten sie sich jeden meiner Schritte, meine Bewegungen und Gewohnheiten so genau eingeprägt, dass ich quasi nicht einmal furzen konnte, ohne dass es einer der drei bereits vorausahnte.

Und von *ihm* wollte ich gar nicht erst anfangen. Er war nicht nur wie ein Schatten, der mir folgte, er *war* der Schatten. Ich konnte das Gefühl nicht abschütteln, dass er mit mir spielte wie die Katze mit einer Maus. Er ließ mich los, ließ mich laufen, nur um gelangweilt auszuholen und mich im letzten Augenblick wieder an sich zu ziehen. Obwohl er jedes Mal vor Wut kochte, wenn ich erneut versuchte, von hier abzuhausen, war ich mir ziemlich sicher, dass er dieses Spiel insgeheim genoss, was die ganze Sache hier noch bizarrer machte, als sie ohnehin schon war. Wegen ihm wurden meine Fluchtversuche zu einem Spiel. Wegen ihm wurde ich zu etwas, mit dem man spielen konnte ... Und mit jedem Fluchtversuch, der scheiterte, entwürdigte er mich ein Stückchen mehr. Es machte mich schwach und ihn stärker.

Allein der Gedanke ließ mich wütend mit den Zähnen knirschen.

»Worauf wartest du? Lauf endlich. Die Strecke ist frei«, piepte es unter meinem Arm hervor.

»Pssst«, zischte ich und drückte den Vogelkäfig enger an mich. Den Vogelkäfig, in dem ein Spatz saß – der sich verzweifelt mit den kleinen Krallen an der Stange festhielt, um von meinem Gerenne nicht wild hin und her geschleudert zu werden.

»Du sollst ...«, begann der Spatz.

»Halt die Klappe, Avery«, zischte ich meinem Cousin zu, der sich beleidigt aufplusterte. »Du weißt, was letztes Mal passiert ist, als wir dachten, die Luft sei rein.« Ich musterte vielsagend seine deutlich geschrumpfte und gefiederte Gestalt. Avery hatte bei dieser gescheiterten Aktion eindeutig den Kürzeren gezogen. Wortwörtlich. Er war winzig.

»Diesmal klauen wir einfach kein Pferd«, knurrte Avery.

»Wer hätte auch ahnen können, dass selbst die Pferde hier böse sind und uns fast zu Tode trampeln und zurückschleifen?«

Der Spatz machte ein Geräusch, das beinahe wie ein verächtliches Schnaufen klang. »Alles hier hat 'nen Knall.«

Das war noch eine Untertreibung. Ich hatte noch nie so viel Angst gehabt wie in den letzten zwei Wochen meines Lebens. Ganz zu schweigen von den subtilen Grausamkeiten, die sich Black zu seinem persönlichen Vergnügen ausdachte. Noch jetzt spürte ich das schreckliche Gefühl des Insekts, das sich in mein Ohr gepresst und mich dazu gezwungen hatte, all meine Gedanken auszuplaudern. Ich hasste diese Ohrwürmer.

Ich drückte Avery fester an mich und lief weiter gebückt und im Schatten der dunklen Gassen, vorbei an dem großen Platz, der sich vor uns auftat. Der Himmel über uns verblasste zu tiefem Grau, als würde die Farbe – nun, da die Sonne untergegangen war – langsam aus der Welt gewaschen werden. Aber selbst nachts war der Carneval nie wirklich dunkel. Dafür war es viel zu voll, zu laut, zu bunt, als versuchte dieser Ort, absichtlich viel Leben auszustrahlen, um all die Menschen anzulocken. Doch wenn sie einmal drinnen waren, kamen sie nicht mehr raus. Keiner von ihnen. Wie eine gigantische Venusfliegenfalle.

Die Grenzen des Carnevals waren von meiner Position aus nur schwach als Waldrand zu erkennen. Ein Schatten, der beständig dunkler wurde, während der Carneval immer heller strahlte. Ich musste nur die Grenze erreichen und mit der Nacht verschwinden. *In* ihr verschwinden.

Heute war zudem Neumond. Wenn ich eine Chance hatte, mit der Nacht zu verschmelzen, dann war es heute. Es musste einfach funktionieren. Es gab keine Alternative mehr. In den letzten zwei Wochen hatten Avery und ich bereits alles Mögliche versucht, um auszubrechen. Inzwischen war ich müde, wütend und rastlos. In mir klaffte

ein Loch, das ich nicht kannte. Es war dunkel, so dunkel ... und je länger ich hierblieb – bei ihm! –, desto schlimmer wurde es. Ich durfte nicht aufgeben. Ich hatte Angst, was aus mir werden würde, wenn ich es tat.

Ich zog mir die Kapuze noch tiefer ins Gesicht und rannte los. Das Lachen der Besucher wehte von überall und nirgendwo gleichzeitig zu mir herüber. Ebenso der Duft von Rosen und Zucker. Selbst der leichte Nieselregen war warm, schimmerte wie Diamanten und roch süßlich. Musik zog und zerrte an meinen Muskeln, verwirrte meine Gedanken, doch ich hatte jeden Schritt geübt, ich wusste, was ich tat.

Nicht hinhören, so flach atmen wie möglich, nicht hinsehen.

Ich fixierte einen Punkt vor mir und lief, so schnell ich konnte, während ich mir Mühe gab, mich nicht von der Welt um mich herum einlullen zu lassen. Mein Kleid raschelte leise, als ich über eine gewölbte gläserne Brücke lief, doch anstatt dem Weg weiter zu folgen, blieb ich stehen und blickte nach unten. Es ging tief hinab. Bei einem einfachen Sprung würde man im eiskalten Wasser landen, aber daneben gab es einen schmalen Pfad, und im Gegensatz zum Rest des Carnevals lag dieser im Dunkeln. Als würde das Licht vor dieser Welt zurückschrecken.

Mit einem gehetzten Blick über die Schulter setzte ich Averys Käfig ab und wickelte die Laken von meinem Körper, die ich zu einem Seil zusammengebunden hatte. Ich zurrte das improvisierte Seil an dem gläsernen Geländer fest und ließ es durch den Spalt nach unten fallen. Das Ende saugte sich sofort mit dem Wasser des Kanals voll.

»Alles klar ...« Zittrig atmete ich durch, packte den Käfig an dem vergoldeten Ring, während mein Cousin unruhig Ausschau nach unseren potenziellen Verfolgern hielt.

Es war beinahe unmöglich, mich an dem Seil festzuhalten und den Käfig nicht loszulassen, doch es blieb mir keine andere Wahl –

außer ich wollte Avery ein unfreiwilliges Bad verpassen. Langsam hangelte ich mich nach unten. Meine Muskeln zitterten vor Anspannung, während ich die Knoten anstarrte und betete, dass sie hielten. Avery und ich schwankten hin und her. Das Seil hielt ... zumindest vorerst.

»Rain, mir sträuben sich die Nackenfedern, ich sag's dir, sie wissen, dass wir weg sind«, zischte Avery mir zu.

»Ich mach ja schon«, knurrte ich zurück, während meine Muskeln vor Schmerz brannten. Der dumme Käfig war so schwer. Am liebsten hätte ich ihn fallen lassen, hätte mich fallen lassen, aber stattdessen biss ich die Zähne zusammen und machte weiter.

Der Stoff scheuerte mir die Hände auf, und das Brennen sendete Schmerzwellen durch meine Finger hinauf bis in meine Schultern. Ein Windzug peitschte mir das Kleid um die Beine. Das Wasser dort unten starrte uns finster und hungrig entgegen. Der süßliche Geschmack von Blut vermischte sich mit etwas Säuerlichem auf meiner Zunge, während ich vor Anstrengung keuchte.

Nicht mehr weit. Nur noch wenige Meter trennten mich von dem kleinen Pfad. Sobald ich mir sicher war, dass ich mir nicht mehr alle Knochen brechen würde, fackelte ich nicht lange. Ich schwang das Seil ein wenig, um nicht im Wasser zu landen, und sprang. Wind zerrte an meinen Haaren, und kurz darauf prallte ich mit voller Wucht auf. Mein Knöchel knackte, Averys Vogelkäfig fiel mir aus der Hand und rollte auf das Wasser zu.

»Rain!«, rief mein Cousin, der wie in einem Hamsterrad herumgeschleudert wurde.

»Fuck!« Mit schmerzverzerrtem Gesicht hechtete ich hinterher und stoppte den Käfig, bevor er ins Wasser plumpsen konnte. Mein Cousin klammerte sich mit dem kleinen Flügel an die Gitterstäbe, der Schnabel pikte hindurch, nur wenige Zentimeter vom Wasser entfernt.

»Heilige Scheiße!«, piepte er.

»Sorry!« Ich stellte den Käfig neben mir ab, und für einen kurzen Atemzug blieb ich völlig platt am Boden liegen, während mir der Regen ins Gesicht prasselte. Die Tropfen rannen mir wie Tränen über die Wange. Mein Fuß pochte, doch als ich die Zehen krümmte, war ich mir zumindest sicher, dass er nicht gebrochen war.

Glück gehabt.

»Warum sind heldenhafte Ausbrüche eigentlich so schmerzhaft?«, fragte ich, während mein Cousin völlig zerrupft auf seine Sitzstange flatterte.

»Vielleicht weil wir keine Helden sind, sondern Schüler, die noch dazu zu faul für den Sportunterricht waren?«, gab er zurück.

»Ach ja, das ...« Japsend setzte ich mich auf und verzog gequält das Gesicht, ehe ich mich aufrappelte. Wie sehr ich mir gerade wünschte, ich könnte mich einfach auf ein kuscheliges Sofa schmeißen, eine Packung Chips aufreißen und eine Netflix-Serie gucken.

Ein Sofa gab es, aber es stand bei *ihm*. Und um nichts in der Welt würde ich meine Chips mit *ihm* teilen. Da konnte er noch so sehr wie Cole aussehen. Bei dem Gedanken an ihn durchfuhr mich ein dumpfer Schmerz, den ich schnell verdrängte.

Mit zusammengebißenen Zähnen humpelte ich weiter. Der schmale Weg bog nach rechts ab, weg vom Fluss. Weg vom Trubel. Diese Gasse war mein Schlupfwinkel. Nicht mehr als ein Mauseloch. Hierher verirrte sich niemand freiwillig. Und falls es geschah, versuchte man, schnellstmöglich wieder zurück ins Licht zu flüchten. Hier gab es nicht viel. Der Glanz, der Glamour, die Magie fehlten, als wäre es ein ausgefranster Ausläufer. Schäbig, weil sich niemand die Mühe gemacht hatte, auch diese Ecke mit Farbe zu füllen. Das hier war die dunkle Seite des Carnevals. Ich hatte beinahe die ganzen zwei Wochen gebraucht, um diese Sackgasse zwischen all dem Trubel zu finden. Mit etwas Glück wussten weder meine Wachen noch

er, dass ich diesen Schlupfwinkel kannte. Wenn sie mich dennoch erwischten, war auch dieses schäbige Loch kein Ausweg mehr. Und dann ... dann wäre unsere letzte Fluchtoption ausgeschöpft.

Ich drückte mich gegen eine Hauswand und lief vorsichtig weiter. Vorbei an dem schiefen Gebäude, das aussah, als würde es unter seinem eigenen Gewicht zusammenbrechen. Von vorn wirkte es möglicherweise bunt und einladend, doch seine Rückwand war grau. Der Putz bröckelte und man roch Schimmel und Feuchtigkeit. Eine gedrungene Tür tauchte vor mir auf. Darüber war ein Schild angebracht, auf dem die Abbildung eines gehängten Mannes zu sehen war, der mit gebrochenem Genick an einem Seil baumelte. Darunter stand: »The Hanged Fool«.

Eine Bar.

Ich hatte sie bereits bei meinem letzten Fluchtversuch entdeckt, doch es war nicht der Ort, an dem sich fröhliche Besucher des Carnevals sammelten. Nein, das hier war ein Ort für die Monster. Und es waren inzwischen schon so viele Monster auf den Straßen. Als würden sie aus *seinem* Schatten kriechen wie Ungeziefer. Sie sammelten sich hier, tauschten Geld, Gift, Waffen, Lügen oder Informationen.

Sobald ich die Bar hinter mir gelassen hatte, tat sich eine weitere Gasse vor mir auf wie ein langer schmaler Schlauch. Die Wände der Häuser standen seltsam schief und krumm wie verfaulte Zähne in einem Maul. Die Dunkelheit wurde durchdringender, und ich lief schneller, bis mein Atem in keuchenden Stößen hervorkam. In der Ferne konnte man immer noch das Lachen und das vibrierende Leben hören, das im Herzen des Carnevals stattfand. Doch hier hinten wirkte es wie ein verzerrtes Echo. Höhnisch und düster, was meine Paranoia um ein Vielfaches steigerte.

Ich lief schneller, so schnell, dass ich fast über meinen eigenen dämlichen Rocksäum gestolpert wäre. Fluchend fing ich mich an ei-

ner Hauswand ab und hätte dabei fast Avery fallen lassen, der in seinem Käfig empört mit den Flügeln ausschlug,

»Pass doch auf!«, piepste er.

»Ich gebe mein Bestes«, fauchte ich zurück.

Mein Atem ging hektisch und verlor sich in rauchigen Schwaden in der Luft. Bald würde es Winter werden. Vermutlich. Um ehrlich zu sein, wusste ich nicht, ob die Jahreszeiten überhaupt noch einer natürlichen Ordnung folgten, seit *er* aufgewacht war. Zumindest wurde es immer kälter. Oder es kam mir im Augenblick nur so vor, weil mir die Angst in den Knochen saß.

Ein erleichtertes Seufzen entwich mir, als wir auf einem Gehsteig herauskamen, der von altmodischen Straßenlaternen beleuchtet wurde. Dahinter befand sich der Fluss, über den ab und zu Gondolieri mit ihren Gondeln fuhren, um tiefer im Carneval zu verschwinden. Und dahinter? Da war der Wald. Es gab hier keine Brücke, die ich nutzen konnte. Die nächste befand sich mitten im Trubel. Auf der hatten sie mich bereits erwischt. Hinter mir dasselbe. Darum blieb mir nur noch eine Möglichkeit.

Ich stellte Avery ab und starrte auf das Wasser, das an meinen Schuhen leckte. Ich sah mich selbst darin. Niemanden sonst. Keine zweite Person, wie es all die Jahre der Fall gewesen war, wenn ich in eine spiegelnde Oberfläche geblickt hatte. Kein junger Mann mit dunklen Haaren, der mich damit aufzog, dass er mich in der Nacht wie eine Motorsäge schnarchen gehört hatte. Wie sehr ich mir inzwischen wünschte, dass alles wieder so war wie damals! Als ich Buh für nicht mehr als einen imaginären Freund, oder allerhöchstens lästigen Hausgeist, gehalten hatte. Als noch keine weißhaarige Version von ihm zum Leben erwacht war und mein Leben völlig verändert hatte. Der Gedanke an ihn schnürte mir die Kehle zu. Er war nicht mehr bei mir, und ich hatte die Scherben, die er in mir hinterlassen hatte, noch immer nicht kitten können. Das Gesicht, in das ich mich verliebt

hatte, sah mich jetzt nicht voller Hingebung an, sondern war ein verzerrter Albtraum, der mich verfolgte.

Ich kniff die Augen zusammen und konzentrierte mich wieder auf die Gegenwart. Ich durfte mich nicht ablenken lassen. Entschlossen fasste ich hinter mich und band mit tauben Fingern die Schnüre meines Kleides auf. Der ganze Mist dauerte viel zu lang, und schon bald riss ich nur noch an den Bändern herum, ehe ich es endlich so weit geschafft hatte, dass ich mich aus der Seide herauschälen konnte. Die Unterröcke landeten ebenfalls in einem Haufen aus Stoff zu meinen Füßen. Rein aus Befriedigung gab ich ihnen einen Extratritt.

Die Kälte ließ eine Gänsehaut über meinen Körper rieseln. Augenblicklich begann ich, mit den Zähnen zu klappern. Scheiße, es war tatsächlich zu kalt, um nur noch im weißen Unterkleid dazustehen, aber mit dem schweren Kleid wäre ich mit ziemlicher Sicherheit sofort untergegangen. Das Wasser so schwarz, als hätte jemand Teer darin ausgeschüttet. Allein der Gedanke an Teer und welche Person damit einherging, ließ mich schauern. Und für einen kurzen paranoiden Augenblick stellte ich mir vor, dass eine Hand aus dem dunklen Wasser auftauchte und mich hinunterzog.

Ich blinzelte heftig und vertrieb die Angst, so gut es möglich war. Jetzt.

Jetzt oder nie!

Ich holte tief Luft, wappnete mich gegen die Kälte, die noch viel heftiger werden würde, und sprang in den Fluss. Es platschte, und eine Millisekunde spürte ich gar nichts, bis sich meine Muskeln alle gleichzeitig anspannten. Meine Haut brannte förmlich, und es fühlte sich an, als würde ich mich in einen Eiswürfel verwandeln. Die Kälte war so schmerzhaft, dass ich einen Aufschrei unterdrücken musste. Meine Schuhe sogen sich unangenehm mit Wasser voll und ließen mich gefühlt zehn Kilo schwerer werden. Shit, die hatte ich verges-

sen! Bibbernd streifte ich sie ab, holte aus und warf sie ans andere Ufer. Sie landeten haarscharf auf dem Trockenen, ehe ich mich umdrehte und Averys Käfig nahm. Ein Teil davon tauchte ins Wasser ein, und mein Cousin drückte sich an das Dach, um nicht unfreiwillig ein Vogelbad zu nehmen.

»Wir müssen dringend herausfinden, wie man diesen bescheuerten Käfig öffnet«, knurrte mein Cousin, als ob wir die letzten Tage nicht genau das versucht hätten.

»Machen wir, sobald wir nicht ertrunken sind«, erwiderte ich keuchend und bemühte mich, nicht unterzugehen, während ich durch den Fluss strampelte.

Im Gegensatz zu Avery war ich keine gute Schwimmerin. Mehr Bleiente als Schwan, und meine Muskeln fühlten sich von der Kälte dreimal so schwer an, wie sie es sein sollten.

»Ähm ... Rain. Rain ... Ich werde nass!«, krächzte mein Cousin mir ins Ohr.

»Dann halt ... die Luft an«, brachte ich japsend hervor und versuchte verzweifelt, nicht vom Gewicht des Käfigs nach unten gezogen zu werden.

Gleich. Das Ufer war bereits in meiner Nähe. Ich strampelte kräftiger, als ich es plötzlich hörte. Das Schlagen von Flügeln. Direkt über mir.

Prustend riss ich den Kopf hoch und sah über mir den Umriss eines Vogels. So dunkel, dass er mit der Nacht verschmolz. Ich strampelte heftiger, sodass noch mehr Wasser in den Käfig schwappte.

»Nicht ausflippen!«, zischte mein Cousin.

»Sie haben uns gefunden!«, fauchte ich zurück.

»Es könnten irgendwelche Vögel sein. Es hilft nichts, wenn du uns jetzt beide absaufen lässt.«

»Scheiße noch mal ...«, knurrte ich, versuchte, meinen Puls ruhig zu halten und nicht auszuflippen.

Avery hatte recht. Es konnte ein Zufall sein. Es mussten keine Raben sein. Nur leider wurde das Geflatter lauter. Und dann war da noch ein Vogel und noch einer. Drei Stück.

»Sie sind es«, stellte ich trocken fest.

»Mist«, murrte mein Cousin, und ich schluckte Wasser, als einer der Vögel herabstieß.

Sein Körper drehte sich wie eine Pfeilspitze, die zu Boden sauste, begleitet von Flügelrauschen. Der Körper wurde größer, schmaler, muskulöser, ehe die Federn in einem Wirbel abfielen. Auf der Uferseite, an die ich hatte schwimmen wollen, hockte jetzt eine kräftige, männliche Gestalt in dunkler Rüstung, die an steifes Leder erinnerte, und versperrte mir den Weg. Das Gesicht war von rostroten Haaren umrahmt, die er sich nachlässig zu einem Knoten im Nacken gebunden hatte. Hohe Wangenknochen, helle Haut, stechend dunkle Augen.

Melchior.

»Meine Prinzessin, was tut Ihr da?«, fragte er, und ich stieß einen so wüsten Fluch aus, dass seine Augenbrauen nach oben schnellten.

Ich wirbelte herum, doch da landeten nun auch die zwei anderen Vögel in einer Wolke aus Federn, die von den Körpern platzten. Im nächsten Augenblick standen mir ein Mann mit halblangen blonden und einer mit kurz geschorenen schwarzen Haaren gegenüber.

Kaspar und Balzer. Kaspar war so hell wie Balzer dunkel.

Kaspar erinnerte mich immer an einen Wikinger. Seine breiten Schultermuskeln wölbten sich bei jeder Anspannung. Sein Kinn, die Nase, selbst der Mund war kantig, und in die schulterlangen blonden Haare waren Zöpfe und kleine Metallplättchen gewoben, die bei jedem Schritt klimperten. Sein stechend blauer Blick lag kühl auf mir.

Balzer war groß und eher sportlich schlank als ungeschlacht muskelbepackt, doch ich hatte ihn mehr Gewichte stemmen sehen als die beiden anderen zusammen. Er war immer angespannt, sein Blick

wachsam. Ihm entging keine meiner Regungen. Seine linke Augenbraue war von zwei Stiften durchstoßen, und seine Unterlippe hatte eine helle breite Narbe, als hätte sie jemand zweigeteilt.

Auf den ersten Blick hätte man die drei niemals als Brüder identifiziert, aber in ihren Adern floss das Erbe der *Drei Raben*. Als sie sich das erste Mal in Federvieh verwandelt hatten, dachte ich, ich hätte endgültig den Verstand verloren. Doch die Magie war inzwischen wie ein Virus, das sich nicht nur durch das Land, sondern auch durch die Menschen fraß.

Ich hatte keine Ahnung, wie sie zu *ihm* gekommen waren, aber seit ich hier festgehalten wurde, standen mir die Brüder als meine persönliche Leibgarde zur Seite und waren wie Schatten, die mir überallhin folgten.

»Prinzessin«, sagte Kaspar nun ebenfalls, und egal, wie attraktiv dieser Kerl auch sein mochte, in diesem Moment hasste ich ihn wie die Pest.

»Nein!«, blaffte ich nur und strampelte auf der Stelle.

»Prinzessin, kommt heraus, Ihr holt Euch nur eine Erkältung«, sagte Melchior streng. Sein rotes Haar stach in der Dunkelheit hervor.

»Ich gehe nicht zu ihm zurück!«, rief ich wütend.

Kaspar neigte den Kopf und sank auf ein Knie. »Prinzessin, bitte«, sagte er und sah aus, als würde er jeden Augenblick zu mir ins Wasser kommen.

Ich starrte keuchend Melchior an: »Lass mich einfach gehen, Melchior. Bitte.« Ungeweinte Tränen, Angst und Wut ballten sich als Kloß in meinem Hals und machten mir das Atmen schwer.

Doch Melchior schüttelte nur den Kopf. »Ihr müsst zurückkommen. Der Prinz ist krank vor Sorge um Euch. Der ganze Carneval ist in Aufruhr.«

Dieser Bastard!

Ich spuckte Wasser aus und knurrte zurück: »Er kann sich seine Sorgen in den Arsch schieben.«

Melchior zuckte mit keiner Wimper. Er hatte die letzten Wochen auf mich aufgepasst, und ich hatte nicht viel anderes zu tun gehabt, als ausfällig zu werden. Nur seine Stimme wurde eine Nuance dunkler, genauso wie seine Augen, und es wirkte beinahe, als würde sich der Schatten von Federn auf seiner Haut abzeichnen. »Bitte, Prinzessin, wir wollen Euch nicht wehtun, aber wir werden es, wenn Ihr uns dazu zwingt.«

»Fick dich!«, keuchte ich zurück, und Avery planschte nervös in seinem Käfig herum. Er hatte eine Scheißangst vor Melchior.

»Was tun wir?«, fragte Avery.

»Plan Z«, sagte ich.

»Haben wir einen Plan Z?«

Mein Blick landete auf dem Käfig, der mich ohnehin nur nach unten zog. »Jetzt schon. Halt dich fest«, knurrte ich meinem Cousin zu und holte aus, was schwimmend eine ziemliche Meisterleistung war.

»Was hast du vor?«, fragte er panisch.

»Plan Z«, bellte ich, und der kleine Vogel klammerte sich an den Gitterstäben fest.

»Prinzessin ...«, setzte Melchior wieder an, und im nächsten Augenblick landete der harte Käfig an seinem Kopf.

Klonk.

Es knallte laut, als Melchior von der Wucht des Treffers aus der Hocke gerissen wurde. Er brüllte vor Schock und Schmerz auf. Ich hoffte, ich hatte ihm die Nase gebrochen.

Kaspar und Balzer kamen hinter mir hektisch in Bewegung, doch da krabbelte ich bereits aus dem Wasser. Ich musste wie eine halb ersoffene Ratte aussehen. Zwischen meinen Zehen spürte ich Kiesel, Gras und Schlick. Melchior lag schlaff am Boden. Blut, des-

sen Ursprung ich jedoch nicht ausmachen konnte, mischte sich mit Schlamm.

Ohne innezuhalten, schnappte ich kurz nach Luft, packte den Käfig und rannte los. Ich hasste den Gedanken, dass ich meine Schuhe zurücklassen musste. Das Ganze würde ohne sie schwieriger werden, aber dann würden eben meine Füße bluten. Hauptsache, ich kam von hier weg. Wunden heilten, die Welt jedoch nicht, wenn ich hierblieb.

»Prinzessin, bleibt stehen!«, brüllte mir Kaspar hinterher. Seine Stimme war wie ein Donnernrollen und jagte mir einen Schauer über den Rücken.

Avery piepte vor Panik, aber ich hatte keine Zeit zu gucken, ob es ihm gut ging. Ich rannte, als wäre der Tod persönlich hinter mir her. Zweige peitschten mir entgegen, während ich in den schützenden Wald lief. Sofort wurde es stockdunkel. Genau das hatte ich gewollt, doch ich merkte erst jetzt, dass nicht nur meine Verfolger nicht sehen konnten, wo ich war – ich selbst war ebenfalls orientierungslos. Eine Sekunde später knallte ich auch schon hart mit der Schulter gegen einen Baum. Etwas Spitzes rammte sich in meinen Fuß und ließ mich vor Schmerz aufjaulen. Meine Zehen krampften sich zusammen, etwas kratzte an meinen Beinen entlang und riss am Stoff des bescheuerten Unterkleids. Ich humpelte weiter. Äste peitschten mir ins Gesicht, rissen an meinem Kleid wie Finger, die mich festzuhalten versuchten.

Hektisch drehte ich mich um mich selbst, suchte nach einem Schlupfwinkel, einem Ausweg, irgendeinem Weg. Doch es war zu dunkel. Keuchend hielt ich mich an einem Baum fest und tastete mich an der rauen, teils bemoosten Rinde nach vorn. Immer weiter und weiter. Die Bäume standen so dicht, dass sie wie eine Kuppel wirkten, die sich über mir spannte. Ohne jegliches Mondlicht fühlte es sich an, als hätte mich der Wald wie ein Monster verschluckt.

Plötzlich knallte etwas gegen mein linkes Bein.

»Uahhh!« Ein Schrei entkam meinen Lippen, während ich hart zu Boden stürzte. Der Vogelkäfig fiel mir aus der Hand, und ich hörte ein Flattern.

»Rain?«

»Scheiße«, stieß ich hervor und krabbelte keuchend weiter. Tannennadeln, spitze Äste und Erde gruben sich in meine Haut, unter die Fingernägel. Mein Schienbein pochte, und ich presste fluchend die Zähne zusammen. »Avery?«, wisperte ich. Der Schmerz und die Angst trieben mir Tränen in die Augen. »Avery!«, rief ich lauter.

Niemand antwortete mir.

O nein, nein, nein. Hektisch fuhr ich mit den Händen über den Waldboden. Wo war er? Gerade hatte ich ihn doch noch festgehalten. So ein blöder Käfig konnte doch nicht verloren gehen!

Mein Herzschlag wummerte so laut, dass ich Blut auf der Zunge schmeckte. Meine Finger tasteten über den Waldboden, doch da war ... nichts. Wo war der Käfig?

»Av...«, setzte ich an und verstummte sofort wieder, als ich es hörte. Das Schlagen von Flügeln. Rabenflügel? Ich erstarrte. Hielt die Luft an und lauschte über das Dröhnen meines Herzschlags hinweg.

Das Flattern klang nah, viel zu nah, gefolgt von einem Krächzen, das mir die Nackenhaare aufstellte.

Kraaah.

Ich traute mich nicht, auch nur einen Finger zu rühren, geschweige denn zu atmen, obwohl ich das Kitzeln von langen dünnen Spinnenbeinen fühlte, die über meine Haut huschten und im Kragen meines Unterkleides verschwanden. Ich spannte mich an und kniff die Augen zusammen. Nicht zucken, nicht bewegen, nicht schreien ...

Krraah.

Krrrah.

Das Krächzen wurde lauter. Es erklang direkt über mir. Nicht bewegen, nicht bewegen ...

Das hektische Gekrabbel wuselte jetzt meine Wirbelsäule hinab.
Krrrah!

Ein Flattern, gefolgt vom Knacken eines Astes. Der Vogel flog ... weg? Ich hielt die Luft an, bis mir schwindelig wurde, doch das Flattern kam nicht zurück. Die Stille lastete wie Blei auf meinen Ohren, und erst als ich kurz davor war, ohnmächtig zu werden, holte ich Luft. Der Laut rasselte durch meine Lunge.

Schluchzend rieb ich mir über den Oberschenkel, als ich unvermittelt dünne, haarige Beine spürte, die über mich krabbelten. Ich würgte, während ich so lang über mich wischte, bis ich nicht mehr das Gefühl hatte, von Spinnen überrannt zu werden.

»Avery?«, flüsterte ich erstickt und tastete mich blind nach vorn.
»Avery?«

Doch mein Cousin antwortete nicht. Kein Ton von ihm. Mein Puls hämmerte so heftig, dass ich es am Hals fühlen konnte, während ich versuchte, ruhig zu bleiben. Jetzt nur nicht ausflippen. Wo war er?

»Avery«, rief ich so laut, wie ich mich traute, was nicht mehr als ein Wispern war. »Wo ...«, setzte ich erneut an, als ich es fühlte. Ganz sanft. Ein Streifen an meiner Wange. Beinahe wie ein Kuss, ein Wispern, ein Windzug. Reflexartig griff ich nach dem Etwas. Eine Feder. Lang und steif. Zu groß, um zu Averys kleinem braunem Spatzkörper zu gehören. »Shit!«, stieß ich im selben Augenblick hervor, als es über mir knackte und etwas vor mir landete. Erde spritzte mir ins Gesicht, und der Aufprall mischte sich mit meinem Aufschrei, als ich zurückzuckte.

»Prinzessin.«

Kaspar.

Dieser verdammte blöde Wikinger.

Hektisch rappelte ich mich auf, um weiterzulaufen, doch ein spitzer Schmerz zog sich durch meine Wade, und ich schaffte es nur langsam davonzuhumpeln. Feuchtigkeit sickerte an meinen Beinen hinab, verschmierte mir die Füße. Jeder Schritt war eine Qual und fühlte sich an, als würde ich den Knochen in meinem Unterschenkel ein Stück weiter einreißen. Im nächsten Augenblick stolperte ich gegen eine Wand.

»Uff!«

Die Luft wich mir aus der Lunge, und ich wäre wahrscheinlich unsanft auf dem Hintern gelandet, wenn nicht zwei Arme nach vorn geschneilt wären und mich gepackt hätten. Der Griff war hart wie Stahl und absolut unnachgiebig.

»Ihr könnt nicht weglaufen.« Die Worte waren ein Knurren in meinen Ohren.

Ich trat aus, was in etwa so effektiv war, wie eine Wand zu treten. »Lass. Mich. Los!«, brüllte ich, und mein Schrei zerriss die Dunkelheit.

»Es tut uns leid, Prinzessin«, sagte jemand. Melchior?

»Bitte!« Ich bebte am ganzen Körper, als das Adrenalin meine Muskeln zum Erzittern brachte. In diesem Augenblick wollte ich nichts lieber, als aus meiner eigenen Haut zu kriechen. Mein Blick flackerte. »Ihr dürft mich nicht zu ihm zurückbringen«, flehte ich und hasste mich für meine eigene Schwäche.

»Es tut uns leid«, wiederholte Melchior nur. Im nächsten Augenblick spürte ich einen harten Schlag auf meinem Kopf. Und alles wurde dunkel.

KAPITEL 2

»Es ist draußen so kalt, dass einem der Atem friert: da weht ja der Wind hindurch und die Dornen reißen mirs vom Leib.«

Aus »Die drei Männlein im Walde«
Gebrüder Grimm

Happy Ends sind eine Lüge, da war ich mir sicher. Selbst die Götter waren am Schluss elendig zugrunde gegangen. Und Schneewittchen? Rapunzel? Cinderella? Zu guter Letzt war ihnen allen ein miserables Leben beschert gewesen, in denen sie betrogen, misshandelt, eingesperrt und vergiftet worden waren. Mein Leben lang hatte mir meine Großmutter erzählt, unsere Vorfahren seien von den Göttern geliebt und geprüft und danach mit Reichtum, Glück, Wohlstand, Magie und einem Ehemann belohnt worden. Sie waren am Hof der Götter willkommen geheißen und bis ans Ende ihrer Tage mit vollem Bauch, in einem weichen Bett und mit einer Schar Kinder glücklich geworden.

Aber – und das war das Unheimliche an der ganzen Sache – wer wusste schon, ob das wirklich passiert war? Es schien wie ein weiteres Märchen zu sein, das man sich erzählt hatte. So wie unser Pastor in Woodley vom Himmel schwadronierte, um uns die Angst vor dem Tod zu nehmen. Es gab schlichtweg keine Beweise, was nach dem sogenannten Happy End mit unseren Vorfahren passiert war.

Doch absurderweise schien dieses abwegige Happy End das Ziel Dutzender Generationen von Nachfahren geworden zu sein. Wozu? Um in weichen Betten zu liegen, die wir ohnehin hatten? Um Land zu besitzen? Ein Haus? Häuser? Paläste? Geld? Macht? Wenn man so darüber nachdachte, waren all das Ziele, die man auch ohne Märchenprinzen erreichen konnte, solange man etwas dafür tat.

Wie viele der Märchenfamilien hatten sich im Laufe der Zeit selbst in den Ruin getrieben, nur weil sie zu blasiert gewesen waren, um sich einen »normalen« Job zu suchen? Weil sie in ihren alten Häusern saßen und gewartet hatten, umgeben von noch älteren Büchern und Tand. Darauf gewartet, dass Magie und Götter ihnen das gaben, was sie wollten. Vielleicht wäre all das nicht passiert, wenn die alten Märchenfamilien einfach die Vergangenheit hinter sich gelassen hätten. Ihre Sterblichkeit akzeptiert und nicht versucht hätten, verzweifelt so zu tun, als wären sie mehr als gewöhnliche Menschen mit gewöhnlichen Bedürfnissen.

Die Nachfahren hatten sich über so viele Generationen hinweg eingeredet, etwas Besonderes zu sein, dass es uns am Ende in den Ruin getrieben hatte. Im Bestreben, ein *Happy End* zu finden, hatten wir uns selbst zerstört, und vielleicht war das der Sinn hinter der ganzen Sache. Letztlich war »Und sie lebten glücklich und zufrieden bis ans Ende aller Zeiten« nicht mehr als eine süße, tödliche Falle.

Wie es schien, reihte ich mich in die Tradition ganz gut ein. Ich hätte es besser wissen müssen, hätte wissen müssen, dass der schöne blasse Junge mit Haaren so weiß wie Schnee *er* ist. Doch der feine Ausdruck in seinen Augen, sein sanftes Wesen und das Gefühl, jemandem vertrauen zu wollen, hatten mich naiver gemacht, als ich war. Uns allen war klar, dass die bösen Jungs aufregend, aber tabu waren. Dass man die Finger von den Bad Boys lassen sollte. Dass sie gefährlich waren. Doch *er*? Er hatte mich mit einem milden Lächeln und sanften Worten in eine vermeintliche Sicherheit gelockt wie eine

Spinne in ihr Netz. Und am Ende war ich freiwillig in seine Falle getappt. Er hatte nicht mehr tun müssen, als geduldig zu warten. Auch wenn die Situation mit Cole und Black noch um einiges komplizierter war, so konnte ich dennoch nicht anders, als auf mich selbst wütend zu sein ... und auf ihn! Immer wieder auf ihn.

Womöglich sollte ich nun erst recht nicht die Hoffnung verlieren, meinen Kampfgeist wiederfinden und heroisch versuchen, diesen ganzen Scheiß im Alleingang zu retten. Das hatte ich auch ehrlich versucht. Wirklich. Hatte die ganze Scheiße durchgezogen. Aber langsam beschlich mich das Gefühl, dass diese Heldensache auch nur eine Lüge war. Nicht jede Bedrohung konnte mit Licht, Liebe und rechtschaffener Freundschaft besiegt werden. Man konnte den Kerl mit der Knarre in der Hand noch so sehr lieben, wie man wollte, es machte einen am Ende nicht weniger tot, wenn er tatsächlich abdrückte. Zudem war ich mir langsam nicht mehr so sicher, warum ich mich selbst in dieser Sache als das Gute, das Licht, die Liebe und Heldin betrachtete. Wer sagte eigentlich, dass ich die Hauptrolle spielte, die alles am Ende rettete? Vielleicht war *ich* am Ende nicht mehr als eine unbedeutende Nebenfigur und dachte nur, diese Geschichte würde sich um mich drehen, weil ich nicht bemerkte, dass ich mich in Wirklichkeit um jemand anderen drehte. Wenn dem so war, hoffte ich nur, der wahre Held dieser Geschichte beeilte sich ein wenig. Denn meine Lage wurde brenzlich, und ich brauchte jetzt eventuell doch jemanden, der mich rettete.

Mein Kopf pochte nach dem Schlag so schmerzhaft, dass ich die Augen zusammenkneifen musste. Ich atmete so flach wie möglich und versuchte, Zeit zu schinden, nur um *ihn* nicht ansehen zu müssen. Ich spürte ihn wie einen kalten Hauch in der Luft. Ich spürte ihn immer, und ich nahm an, er spürte mich ebenfalls. Wie einen zweiten Herzschlag, der zwar nicht in mir war, aber dennoch zu mir gehörte. Ich war mir sicher, nie etwas abgrundtiefer gehasst zu haben als ihn.

Allein seine Anwesenheit verursachte mir Übelkeit, und trotzdem ... sobald er den Raum verließ, vermisste ich ihn. Ja, ich hatte mich sogar dabei ertappt, wie ich ihn suchte. Er wiederum suchte mich. Wir waren wie zwei Magnete, die einander abstießen und sich direkt wieder anzogen.

Ich hörte ein Feuer prasseln und spürte einen weichen Untergrund. Ein Kissen unter meinem Kopf. Der Saum meines zerfetzten Unterkleids war noch etwas nass. Ich konnte also nicht lange ohnmächtig gewesen sein. Die Schmerzen in meinem Kopf wurden mit jedem Atemzug schlimmer. Wahrscheinlich hatte ich eine Gehirnerschütterung. Hoffentlich würde mir schlecht werden, dann könnte ich ihm zumindest vor die Füße kotzen. Allein die Genugtuung, seinen angeekelten Blick zu sehen, wäre befriedigend. Die letzten zwei Wochen waren ein einziges Katz-und-Maus-Spiel gewesen. Er hatte mir das Gefühl gegeben, ich könnte fliehen, nur um mich danach wieder einzufangen. Doch seine Bestrafung traf nicht mich. Nie. Nur alle um mich herum. Und seine Strafen wurden immer härter und grausamer. Avery war der beste Beweis dafür.

Umso grausamer machte es die Tatsache, dass ich, sobald ich ihm ins Gesicht blickte, Cole darin sah.

Meine Augenlider zuckten. Falls er es bemerkt hatte, sagte er nichts. Das Schweigen im Raum dehnte sich ins Endlose aus. Ich spürte seinen Blick auf mir. Er beobachtete alles an mir. Sah mit Sicherheit meinen beschleunigten Puls, meine etwas zu schnelle Atmung und das unterdrückte Zucken meiner Augenlider. Dennoch hielt ich stoisch die Augen zu und tat so, als würde ich schlafen. Er schwieg. Ließ mich glauben, er würde mir glauben.

All das war wieder ein Spiel. Als amüsierten ihn meine Anstrengungen, ihn übertrumpfen zu wollen. Egal, womit.

Ich wartete darauf, dass er etwas sagte, einknickte, seine Ungeduld zeigte ... Doch er tat nichts davon. Und mir schiefen allmählich

die Beine ein. Ganz zu schweigen davon, dass meine Nase juckte, meine Beule pochte, mein Fuß schmerzte und ich langsam, aber sicher aufs Klo musste. Meine Blase drückte umso mehr, je länger wir »Wer kann am längsten schweigen« spielten, bis ich vor Ungeduld fast aus der Haut fuhr. Musste der Kerl nicht mal niesen? Nicht einmal seine dämlichen Klamotten raschelten, obwohl er darauf bestand, einen bescheuerten Umhang zu tragen?!

Ich spannte meine Muskeln an, und dann passierte es. Eine Haarsträhne löste sich, fiel mir auf die Stirn, kitzelte meine Nase und ...
O nein, nein, nein, nicht ...

»Hatschi!«

Obwohl ich es zu unterdrücken versuchte, zerfetzte mich das Niesen beinahe innerlich. Der Laut dröhnte ohrenbetäubend in der Stille, und ich biss mir vor Frust auf die Unterlippe. Mist, Mist, Mist!

Ein Lachen folgte. Weich und dunkel, wie Samt und Seide und dennoch bar jeder Emotion. Es stellte mir die Nackenhaare auf.

Das war's. Ich hatte verloren. Erneut.

Seufzend schlug ich die Augen auf und blickte zu einer Stuckdecke. Mein Blick zuckte durch den inzwischen vertrauten Raum. Alle nannten ihn den kleinen Salon. Es schien sein Lieblingsplatz zu sein, mit dem Kamin, in dem das flackernde blaue Feuer Tag und Nacht brannte, dazu ein dicker Teppichboden, eine Chaiselongue und ein Schreibtisch. Bücherregale säumten die hintere Wand, und ein Schachspiel stand neben mir, die Partie halb fertig. Es war unsere. Er hatte Schwarz gespielt. Ich Weiß. Weiß war dabei zu verlieren.

Ich schluckte und sah auf seinen Rücken. Gegen das flackernde Licht war er im ersten Augenblick nicht mehr als eine Silhouette. Hochgewachsen und schlank. Das Haar etwas zu lang, sodass es seine Schultern streifte. Der dunkle Umhang ergoss sich wie ein Wasserfall

über seine Schultern. Er spürte meinen Blick, daran gab es keinen Zweifel, und dennoch wartete er drei weitere angespannte Atemzüge, bis er mir sein Profil zuwandte und das Feuer seine schönen Züge beleuchtete.

Ein Stich durchfuhr mich bei seinem Anblick, der so vertraut war und doch so fremd. Die gerade Nase, die geschwungenen Augen, seine Lippen, von denen die obere etwas voller war als die untere. Er war alterslos, keine Falte war zu sehen, als hätte die Zeit ihn nie berührt, so schön, dass einem schwummrig im Kopf wurde. Doch in seinen Augen fehlte jede Spur von Seele, jeder Funke von Wärme. In diesen Augen war rein gar nichts, nichts als endlose Dunkelheit.

Da stand er.

Meine schöne, dunkle Falle.

Der Prinz.

Black.

Es tat weh, ihn zu sehen und in ihm gleichzeitig Cole wahrzunehmen, sein Spiegelbild, das er zu mir geschickt hatte und in das ich mich verliebt hatte. Ein Spiegelbild, das ich nicht wieder zu Gesicht bekommen hatte und von dem ich nicht wusste, ob es jemals wirklich existiert hatte oder ob Cole nur ein weiteres seiner grausamen Spielchen gewesen war. Ich hatte seit Wochen keine Ahnung mehr, was real war und was nicht.

Wir starrten uns an, und ich fragte mich, was er wahrnahm. Ich musste grauenhaft aussehen. Dennoch zwang ich mich, den Blick nicht abzuwenden, sondern hob das Kinn.

Sein linker Mundwinkel verzog sich nach oben, als wäre er stolz auf meine Reaktion. Oder schlichtweg amüsiert. »Noch fünf Minuten länger, und ich hätte versucht, dich wach zu küssen.« Aus dem Mund einer anderen Person hätte das wie ein Scherz geklungen, doch aus seinem war es eine Drohung.

»Wo ist Avery?«, fragte ich, ohne auf seine Bemerkung einzu-

gehen. Ich wünschte, meine Stimme würde nicht ganz so beschissen dünn klingen.

Der dunkle Prinz legte den Kopf schief und musterte mich eindringlich, als fände er es faszinierend, was da vor ihm lag. »Wir haben deinen Cousin im Wald gefunden. Du solltest Dinge nicht so schnell verlieren, die dir am Herzen liegen«, tadelte er mich sanft.

»Ich will ihn sehen«, sagte ich, schwang meine Beine über die samtrote Chaiselongue und zuckte zusammen, als ein scharfer Schmerz einmal quer durch meinen gesamten Körper fuhr. Ein Fluch entkam mir, während ich eine Hand auf die Stirn presste und gegen den Schmerz anatmete.

Es raschelte. Im nächsten Augenblick stand Black vor mir. Wie ein Schatten, der mich verschluckte. Er berührte mich nicht, doch allein die wenigen Millimeter, die uns trennten, genügten, um mich unvermittelt innehalten zu lassen.

»Dein Cousin erholt sich im Augenblick. Wie es aussieht, hat er sich einen Flügel gebrochen«, sagte er bedächtig.

Scharf sog ich die Luft ein und blickte auf. Es war, als würde man ein Gemälde betrachten. Schön und leblos zugleich.

»Ich will ihn sehen«, wiederholte ich.

Black's Ausdruck änderte sich nicht, doch er beugte sich zu mir herab. Ich zwang mich stillzuhalten, nicht zurückzuweichen, flach zu atmen, um möglichst wenig jene Luft einatmen zu müssen, die er ausatmete.

»Dein Cousin erholt sich von den Strapazen eures Ausflugs, und das solltest du auch.« Sein Blick wanderte über meine Haut, und ich kam mir viel zu nackt vor. Das ehemals weiße Unterkleid zeigte zu viel, war zu zerrissen. Er ging in die Knie und griff nach meinem Fuß.

»Was machst ... Fass mich nicht an!«, fuhr ich ihn an, als er mit dem Finger über mein Schienbein strich.

Instinktiv trat ich aus, doch er schnalzte nur mit der Zunge und packte meinen Fuß so fest, dass ich aus dem Griff nur wieder herauskäme, wenn ich mir selbst etwas brechen würde. Oder ihm. Also hielt ich widerwillig still, während er meinen Fuß einer Musterung unterzog. Das helle Weiß war von Kratzern übersät, die sich blutig in die Haut gruben.

Eine Furche bildete sich zwischen seinen Augenbrauen. »Deine Fußsohlen sind blutig«, stellte er fest und blickte mich über meinen Fuß hinweg an.

Meine Brust hob und senkte sich heftig, während er mit der anderen Hand beinahe liebevoll und zärtlich über die Wunden strich.

»Damals, noch am alten Hof, als der Sonnenkönig regierte, gab es Frauen, die sich die Zehen und die Fersen abhackten, um der gängigen Mode zu entsprechen.« Seine Stimme klang dumpf. Weit weg, beinahe wehmütig und zornig zugleich.

Angespannt hielt ich die Luft an und beobachtete, wie seine Finger über meine Haut tanzten. Irgendwie erwartete ich immer, Nacht und Nebel von seinen Fingern tropfen zu sehen, etwas Magisches, doch wenn er seine Magie wirkte, war es nie mehr als ein unsichtbarer Atemzug.

Er strich über einen tiefen Kratzer und die Wunde schloss sich, als wäre sie nie da gewesen, währenddessen plauderte er mit mir, als wäre diese ganze Situation nicht völlig schräg:

»Die Schwester des Königs, die Göttin der Zeit, die von allen *Contessa* genannt wurde. Sie hatte schöne Füße, klein, zierlich und perfekt. Beinahe wie die eines Kindes. Ihre Füße galten als so schön, dass sie sich Schuhe aus Glas anfertigen ließ, damit jeder sie sehen konnte. Die Schuhe waren ein Meisterwerk. Einmalig. Sie schimmerten bei jedem Schritt wie Diamanten in der Sonne. Bald schon war es am Hof verpönt, größere Schuhe als die der Contessa zu tragen. Die Frauen am Hof griffen zu den unangenehmsten Methoden, um ihre

Füße kleiner erscheinen zu lassen.« Gemächlich strich er mit den Fingern über den Spann meines Fußes.

Ich zuckte zurück, doch er packte fester zu und fuhr fort: »Einmal gab die Contessa zu Ehren einer neuen Hofdame ein Fest, und sie versprach den anwesenden Damen ihre gläsernen Schuhe, sollte auch nur eine hineinpassen.« Er umschloss meinen Fuß, bis es wehtat.

Ich unterdrückte einen Aufschrei.

»Da nahm die neue Hofdame, ohne zu zögern, ein Messer und schlug sich vor allen Anwesenden die Zehen ab«, sagte er, seine Stimme hatte jegliche Wärme verloren. »Ihre Schreie hallten durch den gesamten Palast, genauso wie das Gelächter des Hofes. Sie schluchzte erbärmlich, doch sie hörte nicht auf, sich vor dem Hofstaat ihre Zehen abzuhacken. Einer nach dem anderen fiel zu Boden wie eine überreife Beere.«

Ich verkrampfte mich am ganzen Körper, während er endlich den Griff lockerte. Allerdings nicht so sehr, dass ich mich befreien konnte.

Ein Lächeln stahl sich auf seine vollen Lippen. »Als sie fertig war, rutschte sie auf den Knien vor die Contessa, die sich unter entzücktem Beifall die Schuhe abstreifen ließ. Die Hofdame quetschte ihre verstümmelten Füße in die viel zu kleinen, unnachgiebigen, kalten Schuhe und dann ... dann lächelte sie. Trotz der Tränen und der Schmerzen lächelte sie, während die Schuhe sich mit ihrem Blut langsam rot füllten. Der Hofstaat applaudierte höflich, und die Göttin tanzte daraufhin den ganzen Abend mit nackten Füßen durch das Blut, das aus den Schuhen der Hofdame quoll. Sie tanzte bis zum Sonnenaufgang. Als das Fest endlich vorbei war, lag die Hofdame tot da, doch ihre Lippen waren noch immer zu einem Lächeln verzerrt.«

Er hielt inne, und es kam mir vor, als sähe ich in seinen Augen einen Widerhall des Grauens, der mir das Nackenhaar aufstellte.

»Man sollte meinen, diese ganze Sache sei abschreckend gewesen«, fuhr er fort, »doch es wiederholte sich mit jedem Fest, das die Schwester des Königs gab, bis schließlich eine junge Frau auftauchte. Ihr Name war Ella. Sie war das Mündel einer der Hofdamen und sehr hübsch, aber alle machten sich über sie lustig, denn sie hatte missgestaltete Füße. Als Kind waren ihre Zehen von einem durchgehenden Pferd gebrochen worden und danach nur schief und krumm wieder zusammengewachsen. Sie humpelte, wo auch immer sie hinging. Die damalige Hofdame stieß Ella nach vorn, und ich erinnere mich noch gut an die Angst in ihren Augen. Sie hatte allerdings Glück. Ihre Füße waren bereits verbogen, so musste sie sich nur jeweils den kleinen Zeh abschneiden, um in die Schuhe zu passen. Sie tanzte humpelnd durch die Nacht, während sich die gläsernen Schuhe mit ihrem Blut füllten. Als endlich die Sonne aufging, zitterte sie vor Schmerzen, doch sie war am Leben. Die Contessa musste ihr wie versprochen die gläsernen Schuhe schenken. Aber anstatt ihr Beifall zu zollen, verlor die Schwester des Königs augenblicklich das Interesse an den Schuhen, und so tat es auch der Hofstaat. Sie hatten einen Berg an verstorbenen jungen Frauen hinter sich gelassen, und das für nicht mehr als ihr Amusement. Und das ist die wahre Geschichte von Cinderella.« Er blickte durch seine dunklen Wimpern zu mir auf und ließ endlich meinen Fuß los.

Erleichtert wackelte ich mit den Zehen und bemerkte, dass der Schmerz darin verschwunden war. Jede Wunde war verschwunden. Selbst die kleinen Narben, die ich mir als Kind und später beim Rasieren zugezogen hatte. Auf dem einen Bein genauso wie auf dem anderen. Ruckartig zog ich die Füße an. Mir war klar, dass ich diese Geste nicht als Akt der Fürsorge sehen durfte. Da war kein Mitleid in seinen Augen.

»Warum erzählst du mir das?«, fragte ich und er lächelte mich unschuldig an.

»So etwas nennt man Small Talk«, klärte er mich auf. »Und soweit ich weiß, ist der Nachfahre von Cinderella ein Freund von dir, ich wollte dir die Geschichte vorhin schon erzählen, aber du warst leider ... unterwegs.« Seine Worte hingen zwischen uns wie eine Drohung.

Ich starrte ihn wütend an und wartete auf die Konsequenzen. Es würde welche geben. Doch statt ihm die Angst zu zeigen, die er sehen wollte, reckte ich das Kinn.

»Du erzählst diese Geschichte, als wärest du dabei gewesen.«

»Das war ich auch«, sagte er nur.

»Wenn die Legende stimmt, warst du nicht mehr als ein Stallbursche. Was hat ein Stallbursche auf einer königlichen Feier verloren?« Die Worte waren mir kaum aus dem Mund geschlüpft, als ich sie auch schon bereute. Ich biss mir auf die Zunge. Warum hatte ich das gesagt?

Black sah mich amüsiert an. »Stallbursche ist noch zu hoch gegriffen. Letztendlich war ich nicht mehr als ein Haustier. Ich habe immer die niedrigsten Arbeiten erledigt, für die selbst die Dienerschaft zu schade war. Bei den Festen der Könige war es meine Aufgabe, das Blut aufzuwischen und danach die Leichen an die Jagdhunde zu verfüttern. Darum war ich dort.«

Er stand auf, und obwohl er dadurch etwas Abstand schuf, konnte ich mich nicht entspannen. Ich rappelte mich auf und stellte mich schutzensuchend hinter die Chaiselongue.

Der Prinz seufzte, doch in seinen Augen blitzte etwas auf, das mich an den Blick einer Katze erinnerte. »Warum bist du immer so misstrauisch, Rain?«, fragte er sanft und trat wieder einen Schritt auf mich zu.

Ich wich zurück. Meine Knie zitterten. Doch zumindest schaffte ich es, meine Mimik unbewegt zu halten. Mein Puls hämmerte, während ich mich weigerte, den Blick abzuwenden. »Ist die Frage ernst gemeint?«, krächzte ich.

»Aber ja. Ich verstehe dich nicht, Rain. Ich habe dir alles gegeben, was man sich wünschen kann. Ich habe deine Wunden geheilt, du isst von goldenen Tellern die erlesensten Speisen. Du trägst Kleider aus Seide und schläfst in einem weichen Bett. Und dennoch weist du jedes meiner Geschenke zurück, obwohl ich nichts lieber tun würde, als deinen Hals mit Juwelen zu behängen. Ich lasse dir selbst deinen Cousin als Weggefährten, weil mir bewusst ist, wie einsam man sich fühlen kann. Ich habe alles getan, um deinen Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten. Doch weder wünschst du, Zeit mit mir zu verbringen, noch, dass wir miteinander sprechen. Ich fühle doch, wie sehr du dich nach mir sehnst, wieso siehst du mich dennoch an wie ein Monster? Was muss ich tun, damit du dich an meiner Seite wohlfühlst?«

Seine Stimme war wie dunkle Seide. Allein bei dem Klang zog sich mein Herz zusammen, und Scham überkam mich. Ja, wie konnte ich nur so unhöflich sein? So kalt, so abweisend? Ausgerechnet zu ihm, obwohl er nie etwas anderes getan hatte, als sich um mich zu kümmern und ...

Ich schüttelte heftig den Kopf. Der Nebel darin verflog und hinterließ den bitteren Geschmack nach Asche in meinem Mund. Plötzlich fühlte sich der Raum noch kälter an als zuvor. Die Schatten um Black waren so dicht, dass er beinahe mit ihnen verschmolz.

»Du tust es schon wieder«, zischte ich ihn an.

Er hob nur eine Augenbraue. »Was meinst du?«

Ich wich weiter zurück. Er folgte mir, sodass wir uns umkreisten, wie zwei Raubtiere, die einander einzuschätzen versuchten. Nur die Chaiselongue trennte uns.

»Du webst schon wieder deine Geschichten. Du flüsterst mir süße Worte ins Ohr und verdrehst mir den Kopf. Ich habe in den letzten Wochen gesehen, was du tust, *mein Prinz*«, sagte ich verächtlich.

Seine Schritte hielten den Takt meines Herzschlags. »Was tue ich denn, *meine Prinzessin*?«, fragte er. »Warum habe ich das Gefühl, dass du mich unter allen Umständen als den Bösen in dieser Geschichte sehen willst? Lass mich dich vom Gegenteil überzeugen.«

Ruckartig spannte ich alle Muskeln an und sah ihn scharf an. »Genau das meine ich. Du spinnst deine Geschichten, du überzeugst, du schmeichelst, du verdrehst Gedanken und die Realitäten. Ich habe aus deinem Mund noch nie eine Lüge gehört, aber gleichzeitig auch noch keine einzige Wahrheit. Deine Stimme ist wie Gift, und sie verpestet uns alle.«

Black's Mundwinkel verzogen sich erneut, doch diesmal nach unten. Er runzelte die Stirn. »Du verkennst mich, Rain. Hast du mich auch nur einem Menschen echten Schaden zufügen sehen?«

Ich stockte. Eine Antwort lag mir auf der Zunge. Ein Name, doch den konnte ich nicht aussprechen. Ich konnte nicht von Cole sprechen, denn im Prinzip hatte Black nur sein eigenes Spiegelbild in tausend kleine Splitter zerschlagen. Aber nein, er tat tatsächlich niemandem offensichtlich weh. Zumindest nicht körperlich.

»Du hast erst vor ein paar Tagen Avery in einen Vogel verwandelt«, knurrte ich ihn an.

Er grinste. »Eine kleine Strafe, aber ich habe ihm dabei nicht wehgetan.«

Seine Worte fühlten sich in meinem Kopf wie Spinnweben an, die an meinen Gedanken haften blieben. »Du musst niemandem körperlichen Schaden zufügen, um ihn zu verletzen, Black«, stellte ich klar und hasste den unsicheren Ton in meiner Stimme. »Das wissen wir beide. Und du vergisst, dass ich es gesehen habe.«

»Was hast du gesehen, Rain?«, fragte er milde. Auch er war nun stehen geblieben. Wieder auf der anderen Seite der Chaiselongue. Der Schein des Feuers beleuchtete seinen Rücken und verlieh ihm eine blau schimmernde Corona.

»Ich habe gesehen, welchen Schaden deine Vasallen angerichtet haben«, zischte ich, und das Bild von Blut blitzte auf. Blut und Schreie, Körperteile, Schmerz ... so viel Schmerz. »Das Gemetzel der Wölfe in Woodley. Ich habe das Grauen erlebt, das der Rattenfänger verursacht hat. *Du* musst niemanden verletzen, denn du hast Monster, die das für dich erledigen. Du setzt die Welt in Brand, ohne auch nur einen Finger rühren zu müssen. Du stehst da und siehst dabei zu, wie die Welt zu Asche zerfällt, und danach musst du nicht mehr tun, als den Leuten mit einem Lächeln und deinen Worten den Kopf zu verdrehen. Sie sehnen sich doch bereits nach einer heilen Welt, danach zu vergessen, in einem Märchen zu leben. Am Ende fängt man mit Honig mehr Fliegen als mit Essig, und das vergesse ich nicht.« Das Letzte stieß ich zwischen den Zähnen hervor.

Black musterte mich. Seine Pupillen waren geweitet. Selbst jetzt wollte ich die Hand ausstrecken, mit den Fingern in sein dunkles Haar fassen und seine Haut an meiner fühlen. Seinen Herzschlag spüren, der nur wegen mir schlug. Es tat körperlich weh, mich von ihm fernzuhalten, und das war nicht gesund. Das war nicht natürlich. Was auch immer es war, es jagte mir so viel Angst ein, dass ich es schaffte, dem Drang nicht nachzugeben und den Prinzen kühl anzufunkeln, obwohl mein Herz brannte.

»Was willst du von mir?«, fragte Black leise.

»Ich will, dass du mich gehen lässt«, flüsterte ich.

Er neigte den Kopf, sodass eine Haarsträhne über seine Stirn fiel. Ein Ausdruck, den ich beinahe als Schmerz bezeichnen würde, huschte durch seine Züge. Wenn ich nicht gewusst hätte, dass er schlichtweg nicht in der Lage war, etwas zu fühlen.

»Hasst du mich so sehr, Rain?«, fragte er und kam auf mich zu.

Auch wenn ich mutig sein wollte, wich ich abermals zurück. »Du bist ein Monster, Black.«

»Aber du kennst mich, Rain. Du hast mich geliebt. Viele Jahre

lang. Ich bin Buh. Dein Buh. Ich bin Cole. Alles, was du an ihm geliebt hast, ist auch in mir. Nichts daran hat sich geändert.«

Lügen. So viele Lügen.

Seine Worte füllten trotzdem meinen Kopf und ließen alles hell und leicht wirken. Tränen stiegen mir in die Augen. Buh. Cole. Black. Waren sie doch ein und dieselbe Person?

»Du bist nicht Cole«, presste ich hervor und schreckte zusammen, als ich gegen den Schreibtisch stieß. Ein Stift rollte darüber hinweg und fiel klackernd auf den Teppichboden.

Black blieb vor mir stehen und schloss mich ein, die Arme links und rechts von mir an der Tischkante abgestützt, während ich mich so weit wie möglich zurücklehnte, um Abstand zwischen uns zu bringen. Seine Wimpern malten zuckende Schatten auf seine hellen Wangenknochen.

»Ich bin Cole. Ich bin Buh«, wiederholte er bestimmt. »Ich habe dich begleitet, seit du ein Kind warst. Ich habe mit dir deine Sorgen und Nöte geteilt. Du warst und bist schon immer mein Leben, Rain. Ich habe geduldig gewartet, bis du endlich so weit warst, zu mir zu kommen. Ich habe dich schon immer geliebt, und ich weiß, du liebst mich auch. Zumindest einen Teil von mir.« Das Letzte sagte er zum ersten Mal mit echter Verbitterung in der Stimme.

Einen Teil von ihm. Cole. Ich glaubte manchmal, ihn zu hören. Seine Stimme, die nach mir rief. Doch im ganzen Carneval gab es keinen einzigen Spiegel. Keine Möglichkeit, ihn wiederzusehen. Black sorgte dafür.

»Du bist nicht mein Freund«, stieß ich hervor und klammerte mich an der Kante fest, während er so nahe kam, dass sich unsere Nasenspitzen beinahe berührten. Die Verbitterung tropfte aus jedem meiner Worte. »Du hast ein verwundbares einsames Kind ausgenutzt, du hast mich beobachtet wie ein Stalker, jeden meiner Schritte kontrolliert, du hast mich studiert wie ein Insekt, um herauszufin-

den, wie du mich am besten kontrollieren kannst. Du hast mich belogen, hintergangen, meine Gefühle ausgenutzt und sie anschließend gegen mich selbst ausgespielt. Du weißt genau, was du tust, Coal-black.« Ich sprach ihn mit seinem vollen Namen an. Ich senkte meine Stimme zu einem Flüstern. »Ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, um von hier wegzukommen. Um das aufzuhalten, was du hier tust.«

Er neigte den Kopf und flüsterte mit rauer Stimme zurück: »Ein und dieselbe Geschichte, zwei Seiten. Was, Rain, wenn ich dir deinen Wunsch erfülle und dich laufen lasse? Was willst du tun? Deine Freunde finden? Die Vasallen aufspüren? Sie umbringen und ihre Artefakte sammeln, um anschließend mich zu töten? Ist es das, was du willst? Mich töten?«

Ich schob das Kinn vor. »Wenn. Es. Nötig. Ist«, stieß ich hervor.

Seine Mundwinkel hoben sich, als er den Abstand zwischen uns verringerte und sich an mich presste. Mehr brauchte es nicht. In der nächsten Sekunde lag etwas Kaltes in meiner Hand. Lang und schwer. Ein Brieföffner. Er war geformt wie ein kleines Messer und sehr viel schärfer, als man vermuten mochte.

Ich zielte auf die Kuhle unter seinem Brustbein. Die Schneide glitt durch die Klamotten wie Butter. Er hob die Hand, umschloss damit die meine und verstärkte den Druck aufs Messer. Ich riss den Kopf hoch.

»Warum hast du das nicht gleich gesagt?«, murmelte er, und die Schwärze zog sich um mich herum zusammen. »Wenn es dich glücklich macht, mir ein Messer in die Brust zu rammen, dann tu es. Tu es, so oft du möchtest. Ich will nur, dass du glücklich bist, Rain. Und an meiner Seite.«

»Soll das ein Witz sein?«, stieß ich hervor und versuchte, die Hand zurückzuziehen, doch er verstärkte seinen Griff und drückte den Brieföffner tiefer in seine Brust. Ein schimmernder roter Tropfen

rollte über die Klinge. Der Anblick hatte etwas Verstörendes an sich. Vielleicht weil ich nicht damit gerechnet hatte, dass sein Blut tatsächlich rot war. Es machte ihn menschlich, aber das Letzte, was ich wollte, war, dem Prinzen auch nur einen Funken Menschlichkeit zuzusprechen.

Ich blinzelte heftig und biss die Zähne zusammen. Nahm ihn ins Visier, und anstatt die Klinge weiter wegzuziehen, trieb ich sie ein Stück tiefer. Er zuckte mit keiner Wimper. »Glaubst du, ich traue mich nicht?«

»Ich hoffe, dass du dich traust«, gab er zurück.

»Ich hasse dich«, spie ich aus, und seine Mundwinkel hoben sich abermals.

»Langsam fange ich an zu mögen, wie innig deine Abscheu ist.«

Ich sah ihn in seinen Augen. Den Schalk. Er spielte mit mir. Auch das hier war für ihn nicht mehr als ein Spiel. Die Spinnweben in meinem Kopf waren bereits so dicht, dass ich keinen Ausweg mehr fand. Ich fletschte die Zähne und stieß zu. Mit aller Kraft, die ich aufbringen konnte, trieb ich die Klinge in sein Fleisch und hörte ein Schmatzen, als sie einsank. Ich roch Kupfer, als Blut zu rinnen begann. Erst langsam über den Rand der Klinge, dann direkt auf meine Hand. Ich rammte das Messer so fest hinein, dass ich gegen etwas Hartes stieß. Einen Knochen? Muskeln?

Der Prinz erstarrte. Beinahe verblüfft sah er an sich hinab. Der Schaft steckte jetzt bis zum Anschlag in ihm, und ich konnte es fühlen, das Zittern seines Herzschlags. »Rain ...« Überraschung schwang in seiner Stimme mit, und ein Husten entkam ihm. Blut benetzte seine Lippen und spritzte auf mein Unterkleid.

»Danke für das Angebot, ich nehme es gern an«, knurrte ich und stieß ihn von mir.

Der Prinz taumelte, starrte wieder auf seine Brust, als könne er es nicht fassen. Er krümmte sich und hustete noch mehr Blut auf

den Boden. Seine Wimpern flatterten, und in der nächsten Sekunde brach er zusammen. Die Augen hatte er weit aufgerissen, die Pupillen waren stecknadelkopfklein. Er rang nach Luft und streckte die Hand nach mir aus. »Rain ...«, gurgelte er.

Schwer atmend stand ich vor ihm und blickte auf ihn hinab. Der blaue Schein des Feuers tanzte über seinen Körper, ehe er erneut hustete. Mit einem Atemzug war es still. Totenstill. Mein Atem war das Einzige, was zu hören war, bis auf das Knacken eines brechenden Holzscheits. Blaue Funken flogen auf, während sich eine Lache aus dunklem Rot unter dem Prinzen ausbreitete und den Teppichboden durchtränkte.

Ich ... Um Gottes willen, hatte ich das gerade wirklich getan? Der Nebel in meinem Kopf lichtete sich, und ich starrte auf all das Blut hinab. Hatte ich den dunklen Prinzen abgestochen? War das hier ein Traum? Mein Magen zog sich zusammen und ich zögerte keine Sekunde. Ich rannte.

Meine nackten Füße landeten in einer Blutlache, doch das war mir egal. Schnell jetzt! Mit zitternden Fingern fummelte ich an dem Türgriff herum, riss die Tür auf und stockte ...

Vor mir stand Lord Pentragon. Auch bekannt als der Teufel. Einer der Vasallen des Prinzen. Ich war mir nicht sicher, ob Lord Pentragon ein eigenes Gesicht hatte, er trug Geschlechter, Gestalten und auch Altersgruppen wie ein Kleid, das er an- und abstreifen konnte. Ich erkannte ihn nur an seinem Geruch. Süßlich und herb wie Rosen – und genau dieser Duft schlug mir gerade heftig entgegen. Heute trug er das Gesicht eines jungen Mannes Mitte zwanzig. Sein Haar schimmerte honigfarben, seine Augen waren von einem hellen Blau und die Lippen voll, beinahe feucht, als hätte er gerade jemanden leidenschaftlich geküsst. Neben ihm stand einer meiner Bodyguards, Balzer. Er starrte stur geradeaus.

»Prinzessin«, sagte Lord Pentragon überrascht. »Ich wollte mich

gerade nach Eurem Befinden erkundigen.« Der Teufel trug einen modernen Dandyanzug. Die Krawatte war aufwendig und bunt, der Anzug aus blauem Samt. Er hatte einen Stock in der Hand, auf dem ein kleiner silberner Ziegenkopf angebracht war. Er lächelte mich keck an, und mir wich jede Farbe aus dem Gesicht. »Komme ich ungelegen?« Seine Stirn furchte sich, als er das Blut wahrnahm, das immer noch von meinen Fingern tropfte. Neugierig lugte er über meine Schulter.

»Ich möchte mich umziehen«, sagte ich schnell und stellte mich ihm so in den Weg, dass er den am Boden liegenden Prinzen nicht sehen konnte.

»Absolut verständlich«, stimmte mir der Teufel zu. »Und vielleicht darf ich so verwegen sein und ein Bad vorschlagen? Ich möchte nicht unhöflich sein, aber Ihr würdet uns allen damit einen Gefallen tun.«

»Natürlich«, presste ich hervor und wollte ihn von der Tür wegdrängen, doch Pentragon lächelte nur und zeigte seine weißen Zähne. Im nächsten Augenblick wechselte sein blondes Haar zu tiefem Schwarz. Einfach so. »Ich lasse alles herrichten. Bis dahin sollten wir uns vor allen Dingen über die kommende Krönung und die Hochzeit unterhalten. Es gibt noch so viel, was wir erledigen müssen, und mein Zeitplan wird auch nicht weniger eng.«

»Ja, aber ich ...«, begann ich, als er sich auch schon an mir vorbeischoob und den Raum betrat.

Ich fluchte leise, drückte mich durch die Tür und stieß nur gegen Balzers Brust. »Lass mich vorbei, Balzer«, sagte ich, doch mein Bewacher verschränkte nur die Arme vor der Brust. Im selben Moment hörte ich ein scharfes Einatmen. Ich riss die Schultern hoch und drehte mich um.

Der Teufel stand vor dem regungslosen Prinzen, und sein Haar wechselte abrupt von Schwarz zu Blutrot. »Mein Prinz«, stieß er hervor.

»Ich kann das erklären«, sagte ich.

Lord Pentragon straffte die Schultern und sah mich beinahe schon verlegen an. »Wie es aussieht, störe ich doch.«

»Was?«, fragte ich, verwirrt von seiner Reaktion.

In der nächsten Sekunde schlug der Prinz die Augen auf und lächelte zum Teufel hoch. »Mitnichten, mein Freund. Meine zukünftige Braut und ich spielen nur ein wenig.« In einer geschmeidigen Bewegung setzte er sich auf, und mir wurde schlagartig kalt. Das Herz rutschte mir in den Kittel.

O nein.

Der Geschmack nach Galle kroch in meiner Kehle nach oben, während Lord Pentragon den Kopf neigte. »Verzeiht, mein Prinz. Ich wollte wirklich nicht ungelegen kommen.«

»Keine Sorge, mein Freund«, winkte Black ab, stand auf und wischte sich notdürftig die blutigen Hände an seiner Hose ab. »Ich habe die Zeit der Prinzessin schon zur Genüge ausgereizt. Sie braucht dringend etwas zu essen und ein Bad.« Er musterte mich und seine Mundwinkel zuckten amüsiert. »Und etwas Neues zum Anziehen. Bringt ihr, was auch immer sie wünscht. Ich denke, eine leichte Abneigung gegen die schönen Kleider bemerkt zu haben. Vielleicht gehen wir diesmal mit etwas mehr Zeitgemäßem.« Er griff sich an die Brust und zog den Brieföffner heraus. Blut spritzte zu Boden, während er die Klinge achtlos auf den Schreibtisch warf. Die Galle brannte noch heißer in meiner Kehle.

»Natürlich, mein Prinz. Soll ich für Euch ebenfalls neue Kleidung auslegen lassen?«, fragte der Teufel, ohne mit der Wimper zu zucken. Offensichtlich war ich die Einzige, die diese Situation bizarr fand.

»Gern ebenfalls etwas Schlichtes. Ich treffe mich heute mit jemandem, der uns noch äußerst nützlich werden kann. Dabei will ich jedoch keine Aufmerksamkeit auf mich ziehen«, meinte er. Ich war mir nicht sicher, ob Black jemals *keine* Aufmerksamkeit erregte.

»Dann bleibe ich hier und halte die Stellung«, sagte der Teufel.

Ich blinzelte, und im nächsten Augenblick stand eine exakte Kopie des dunklen Prinzen im Raum. Es war einfach unheimlich. Ich wich zurück, als Black – der echte Black – auf mich zukam. Er roch nach Kupfer und Salz.

Sein Atem streifte mein Ohr, als er flüsterte: »Wenn es nur so einfach wäre, mich zu töten, mein Schatz. Verzeih mir den kleinen Scherz, doch falls es dich wieder überkommt, zögere nicht, mich erneut zu erstechen. Mich zu ersticken, könnte ebenfalls witzig sein, ich halte ein Kissen bereit, nur für den Fall, das du in der Nacht zu mir kommen willst. Ansonsten sehen wir uns morgen wieder und besprechen die Krönung. Dein Cousin wartet in deinem Zimmer auf dich.«

Damit rauschte er an mir vorbei, und ich sank zitternd in mich zusammen. In diesem Augenblick tat alles an und in mir weh.

Lord Pentragon mit dem Gesicht des Prinzen lächelte mich an, nur mit dem Unterschied, dass sein Lächeln echt wirkte. »Balzer wird Euch zu Eurem Zimmer geleiten«, sagte er schlicht.

KAPITEL 3

Da rief das Lämmchen hinab:
»Ach Brüderchen im tiefen See,
wie tut mir doch mein Herz so weh!
Der Koch, der wetzt das Messer,
will mir mein Herz durchstechen.«

Aus »Das Lämmchen und das Fischchen«
Gebrüder Grimm

Balzers und meine Schritte hallten auf dem kühlen Boden nach. Ich hatte schon lange aufgegeben, den Carneval und dessen Aufbau verstehen zu wollen. Rein theoretisch mussten wir uns hier im großen Hauptzelt befinden, das man von der Grenze aus sehen konnte, doch im Inneren hatte es nichts mit einem Zelt gemeinsam, sondern ähnelte einem alten Palast. Hohe Wände, Stuck, golden schimmernde Kronleuchter, alte Möbel, glänzende Stoffe und lange Flure reihten sich scheinbar in keiner logischen Reihenfolge aneinander. Und manchmal hatte ich das Gefühl, als wäre das alles hier nicht mehr als eine Illusion. Nicht nur der Palast, in dem ich mich befand, sondern der ganze Carneval. Als sei dort draußen nur Staub und die eingestürzten Fassaden von Häusern, als würden die Menschen nicht vergoldete Äpfel essen und süßen Nektar trinken, sondern sich Maden in den Mund stopfen und ihre Bäuche mit Brackwasser füllen. Als

wären ihr Gelächter in Wirklichkeit Schreie und der Fluss verstopft von vergossenem Blut und Leichen. Und der ganze Carneval die Hölle, die nur so tat, als wäre sie das Paradies.

Meine Schritte kamen ins Stocken. Der Gang vor uns war schnurgerade und schien sich ins Unendliche zu strecken. In regelmäßigen Abständen tauchten hohe Rundbogenfenster auf, die einen wunderschönen Blick über den gesamten Carneval boten. Er schimmerte in unzähligen bunten Lichtern, und ich bildete mir ein, den süßen Duft von Popcorn zu riechen und Musik und Gelächter zu hören. Samtrote Vorhänge säumten die Fenster und streiften in einem leichten Windzug über den Boden. Dazwischen hingen mannshohe Gemälde in schimmernd goldenen Rahmen. Ich hatte bereits Stunden damit verbracht, sie anzustarren. Ein jedes war auf seine Art schön und grausam zugleich.

Neben mir hing das Gemälde eines jungen Mannes. Sein helles Haar lag in perfekten Wellen um sein Gesicht, und eine Krone ruhte auf seinem Haupt. So schön sein Gesicht jedoch auch aussah, seine Augen waren nicht mehr als blutige Höhlen, aus denen Rosen hervorsprossen. Eine kleine goldene Vignette war unter dem Bild angebracht, auf der stand: »*Dornröschen*«.

Wann immer ich das Bild sah, fragte ich mich, ob dieses Bild den Prinzen zeigte, der dem Märchen nach vom Turm gefallen war und sich die Augen an den Dornen ausgestochen hatte, oder ob Dornröschen in Wirklichkeit ein Mann gewesen war.

Das nächste Bild zeigte eine Frau mit schwarzen Haaren und brauner Haut. Ein ausladendes blaues Kleid bauschte sich um ihre Beine. Hinter ihr waren Apfelbäume zu sehen, die Früchte prall und rot. Eigentlich war das Bild schön, wären da nicht ihre Hände gewesen. Sie lagen abgetrennt am Boden. Ihre Stümpfe waren so detailliert gezeichnet, dass es allein beim Ansehen wehtat. Darunter hing eine Plakette mit der Aufschrift: »*Das Mädchen ohne Hände*«.

Ein Bild folgte dem nächsten, als ich meine Schritte beschleunigte.

Eine nackte Frau, nur bekleidet mit einem Umhang aus Brennesseln. »*Die sechs Schwäne*«.

Daneben ein Bild, das einen ganzen Berg aus toten Kaninchen und Fasanen zeigte. Tiere, die verkrümmt am Boden lagen. Darauf hockte ein lächelndes Kind von vielleicht zehn Jahren. »*Häschenbraut*«.

Ich ging noch schneller, rannte fast schon, mit stakkatoartigen Schritten, die durch den Gang hallten, bevor ich unvermittelt stehen blieb. Da war sie – die im dunklen Blau gestrichene Tür meines Zimmers. Immer tauchte sie einfach auf. Nie am selben Ort, aber immer beim selben Bild. Ich schluckte, als ich sie betrachtete.

Ihr Porträt war makellos. Mit Haut so weiß wie Schnee. Mit Haaren so schwarz wie Ebenholz und Lippen so rot wie Blut. Meine Vorfahrin. Schneewittchen.

Doch anders als erwartet lag sie nicht wie eine schlafende Schönheit in einem Sarg und wartete darauf, wach geküsst zu werden. Nein, sie stand hoch aufgerichtet. Ein ausladendes blaues Kleid bauschte sich um ihre Beine, auf ihrem Kopf ruhte eine Krone aus Dornen. Hinter ihr ein Thron, doch statt Zepter und Reichsapfel hielt sie in der einen Hand ein angebissenes menschliches Herz und in der anderen ein Baby.

Als ich das Bild zum ersten Mal gesehen hatte, hatte ich gedacht, es wäre ein Bild von der bösen Königin. Doch auf der Plakette darunter stand in geschwungener Schrift: »*Schneewittchen*«.

»Balzer?«, fragte ich. Es war das Erste, was mir seit einer ganzen Weile über die Lippen kam.

Mein Bewacher neigte den Kopf. »Ja, Prinzessin?«

»Hast du nicht auch manchmal das Gefühl, alles, was wir über unsere Vorfahren wissen, ist eine Lüge? Dass wir eigentlich gar keine Ahnung haben, von wem wir wirklich abstammen?« Meine Stimme klang dünner, als ich wollte.

Balzer folgte meinem Blick und blieb an dem grausamen Gemälde von Schneewittchen hängen. »Ich glaube, was wir wissen, ist ein Märchen, und Märchen sind allgemeinhin Lügen, Prinzessin. Dennoch nehme ich an, dass auch in jeder Lüge ein Funken Wahrheit steckt. Die Frage ist nur, ob Lügen nicht besser sind als die Wahrheit«, sagte er.

Ich schluckte gegen den Kloß in meinem Hals an und sah Balzer das erste Mal richtig an. Er hatte bisher kein Wort über die Verfolgungsjagd verloren, genauso wenig wie ich, doch insgeheim fragte ich mich, ob er mir die Sache übelnahm. »Wie geht es Melchior?«, erkundigte ich mich leise.

Balzer verschränkte die Arme vor der Brust. »Seine Nase ist etwas krumm, aber er wird es verkraften.«

Ich verkniff mir eine Entschuldigung. Ich wollte nicht, dass es mir leidtat. »Ich möchte nicht gestört werden«, bat ich stattdessen.

Balzer nickte, und ich betrat mein Zimmer. Die Tür fiel mit einem Klicken ins Schloss, und das Erste, was ich bemerkte, war die Badewanne in der Mitte des runden Raumes, die wie alles andere hier vermutlich wie von Zauberhand erschienen war. Dichte, nach Lavendel duftende Dampfschwaden stiegen davon auf. Daneben stand ein Tischchen mit Tellern voller Essen. Der Geruch nach Braten und Soße stieg mir in die Nase. Frisches Brot, Weintrauben, Käse, eine Karaffe mit schimmerndem Wein. Mein Magen knurrte, doch ich ignorierte es und stürzte stattdessen zu meinem Bett, auf dem mein Cousin lag. Schlafend, blass, aber zum Glück federlos. Der kleine goldene Käfig stand neben ihm, das Türchen geöffnet. Bei dem Anblick stieg wieder die Wut in mir hoch. Noch so ein Spiel. Averbs linker Arm lag in einer Schlinge, die grellweiß hervorstach. Black hätte diese Verletzung mit einem Fingerschnippen heilen können, doch Averbs Arm war meine Strafe. Da war es wieder. Black be-

strafte nicht mich, er bestrafte andere aufgrund meiner Taten, und damit hielt er mich besser in Schach als mit allen Mitteln sonst.

»Avery«, flüsterte ich und strich ihm durch die wirren Haare.

Mein Cousin stöhnte leise, doch er rührte sich nicht.

Eine Sekunde lang lehnte ich meine Stirn gegen seine Brust und tauschte dem stetigen Klang seines Herzschlags. Er atmete. Der Gedanke, ihn im Wald verloren zu haben ... Aber er lebte, mehr konnte ich im Augenblick nicht verlangen.

Mit müden Knochen richtete ich mich wieder auf und verschwand auf die Toilette. Eine Minute länger, und es wäre ein Unfall passiert. Vielleicht hätte ich *ihm* einfach vor die Füße pinkeln sollen. Aber die Blöße hatte ich mir dann doch nicht geben wollen.

Als ich wiederkam, stand ein Paravent mit bestickten Kirschblüten vor der dampfenden Badewanne. Erneut wie von Zauberhand. Avery schlief noch immer tief und fest, also zerrte ich mir den zerfetzten Stoff vom Körper und stieg in die Wanne. Die Dampfschwaden tanzten über meine Haut, die von Blut und Dreck nur so starrte. Das heiße Nass löste den Krampf in meinen Muskeln, und mit einem leisen Seufzer, der tief aus meiner Brust kam, sank ich zurück, bis meine Haare im Wasser schwebten. Wasser füllte meine Ohren und packte die ganze Welt in Watte, bis ich nur noch meinen Atem hören konnte, der durch meine Lunge strömte. Dann hob ich meinen Fuß an. Er schmerzte nicht mehr, es war, als hätte es die Wunden nie gegeben. Stattdessen stachen mir die vielen Haare auf meinen Beinen ins Auge.

Ich zuckte zusammen. Um Gottes willen, wann hatte ich mich das letzte Mal rasiert? Von all dem Blut und Adrenalin hatte ich bisher andere Prioritäten gehabt, aber allein der Gedanke, dass Black meine haarigen Füße geküsst hatte, ließ mich vor Scham tiefer ins Bad sinken. Gleichzeitig wurde ich sauer, weil ich mir wegen so etwas wie Körperbehaarung überhaupt Gedanken machte. Wir hatten eine verdammte Apokalypse! Da durfte man unrasiert sein.

Man durfte!

Ich schielte an mir hinab und prustete noch mehr Blubberblasen aus. Okay, schön war was anderes. Ich hob den Kopf. Wasser perlte aus meinen Haaren, und als hätte das Zimmer meine Gedanken gelesen, erschienen am Beckenrand eine Rasierklinge und Seife.

»Ich werde mich nicht bedanken«, zischte ich den Raum an und schnappte mir das Rasierzeug.

Statt einer Antwort ploppte es leise und Rosenblätter regneten auf mich herab. Ich funkelte jedes Einzelne davon an, während ich mich rasierte und am Ende fast wieder so viele Schnitte hatte wie zuvor. Aber ehrlicherweise fühlte ich mich nicht mehr so, als könnte man mich demnächst mit einem Werwolf verwechseln. Dasselbe tat ich mit meinen Achseln und meinem Schritt, damit der Busch dort unten nicht überhandnahm. Schließlich wuchtete ich mich aus der Badewanne und nahm das weiche, warme Badetuch, das über dem Paravent hing. Gerade als ich mich darin einwickelte, hörte ich ein Stöhnen aus Richtung des Bettes.

»Avery?«

Ich riss den Raumteiler zur Seite und sah, wie sich mein Cousin mit wirren Haaren aufsetzte. Die Wolfsspuren in seinem Gesicht waren zu drei großen Kratzern abgeklungen, die sich von seiner Stirn über die Augenpartie bis zu seiner Wange zogen. Letztendlich schaffte es aber auch nur Avery, damit irgendwie sexy auszusehen und nicht wie ein halb zerstückeltes Steak.

»Rain?«, fragte er und blinzelte mich an, als ich in einer Wolke aus Lavendelduft zum Bett stürzte und ihn an mich drückte.

»Avery? Bist du wach?«

»Mhmmm ...«, brummte er und lehnte seine Stirn gegen meine Schultern. Ein paar Sekunden saßen wir so zusammen und hielten einander fest. Zumindest bis Avery nuschelte: »Muss ich fragen, was passiert ist zwischen dem Moment, als wir in den Fluss gesprungen

sind, und jetzt?« Ich seufzte nur tief, und Avery fügte hinzu: »Muss ich fragen, warum du nackt bist?«

»Ich habe etwas getan, das sich ›Waschen‹ nennt.«

»Oh.« Er blinzelte. »Sie haben uns also erwischt?«

»Sie haben uns so was von erwischt«, bekräftigte ich und rückte von ihm ab.

Avery sah mit finsterner Miene auf seinen Arm hinab. »Liegt mein Arm nur so aus Spaß in einer Schlinge?«

»Du hast dir den Flügel angeknackst. Wahrscheinlich, als ich den Käfig in Melchiors Gesicht geschleudert habe.«

Avery nickte bedächtig. »Das war's wert«, meinte er schließlich.

»Es wird heilen.« Ein kläglicher Versuch, ihn aufzumuntern.

Mein Cousin hob eine Augenbraue. »Vor oder nach dem Weltuntergang?«

»Im besten Falle Ersteres.« Ich biss mir auf die Lippe. »Aber ich habe keine Ahnung, wie wir diesen besten Fall hinkriegen sollen.«

»Wir haben verkackt«, stimmte er zu. Sein Blick huschte über meinen Körper. »Hat er dir wehgetan?« Seine Muskeln spannten sich an. Wir wussten beide, wen er meinte.

»Nein, aber ich habe ihn abgestochen wie ein Schwein«, gab ich trocken zurück und stand auf.

»Du hast was?«, fragte mein Cousin und wurde eine Spur blasser, wenn das überhaupt noch möglich war.

»Ich habe ihn abgestochen, und der Mistkerl hat mich einfach nur ausgelacht«, sagte ich grimmig.

Ich lief hinüber zum Kleiderschrank. Als ich ihn aufriss, kamen mir jedoch nicht wie üblich bauschige Kleider entgegen, sondern eine schwarze Jeans, Converse und ein blaues T-Shirt. Überrascht blinzelte ich auf die Klamotten hinab. Der Mistkerl hatte mir eine Hose schicken lassen. Aber nicht nur das. Unterwäsche lag ebenfalls be-

reit. Ein Hauch von nichts. Zarte Spitze. Reizwäsche! Er schickte mir Reizwäsche?!

»Was ist das?«, fragte Avery hinter mir.

»Eine Hose«, presste ich hervor.

Aus dem Augenwinkel sah ich, wie mein Cousin zögerte. »Hassen wir jetzt Hosen oder warum starrst du das Ding so an?«

»Ich hasse Hosen«, behauptete ich aus Trotz und schnappte mir stattdessen einen Baumwollschlüpper und einen BH.

»Rain?«, fragte Avery vorsichtig.

»Was?«, knurrte ich.

»Hast du den Prinzen wirklich abgestochen?«

»Ja!«

»Und er hat nur gelacht?«

»Als wäre es der beste Witz, den er jemals gehört hat.«

Ich zippte die Hose zu und schlüpfte in die Converse. Ich war inzwischen zu aufgeputscht, um zu schlafen. Mein Verstand sirrte, und ich fühlte mich so rastlos, dass ich mir eine Weintraube in den Mund steckte, ehe ich das ganze Tablett mit Essen packte und zu meinem Cousin brachte.

Er riss sich etwas von dem Brot ab, das roch, als wäre es in Trüffelbutter getränkt worden. Als er sich den Bissen in den Mund stecken wollte, hielt er noch einmal inne. »Hassen wir jetzt auch Brot? Oder warum starrst du mich so an?«

»Entschuldige. Ich bin einfach frustriert«, murmelte ich und begann ebenfalls zu essen.

Am Anfang hatten wir noch Angst gehabt, Black könnte versuchen, uns zu vergiften. Nach ein paar Tagen hatte dann Avery gemeint, er wäre bereit zu sterben, solange er endlich etwas im Bauch hatte. Als er weder tot umgekippt noch sonst ein Unglück passiert war, hatten wir schließlich gegessen, was wir bekamen. Black hatte vermutlich Besseres mit mir vor, als mich zu vergiften.

Ein paar Minuten waren nur unsere Kaugeräusche zu hören, während ich einem Gedanken nach dem nächsten in meinem Kopf nachjagte. Als wir schließlich die übrig gebliebene Bratensoße mit dem Brot auftrunkten, sprach ich das aus, wovor wir uns beide fürchteten: »Ich habe keine Ahnung, wie wir aus dieser Sache rauskommen sollen.«

Avery hielt im Kauen inne und nuschelte: »Ich auch nicht.«

»Was ich jetzt sage, wird dir nicht gefallen.«

»Was meinst du?«

»Ich kann hier nicht weg.« Avery öffnete den Mund, doch bevor er widersprechen konnte, fuhr ich fort: »Er wird mich finden. Selbst wenn wir es das nächste Mal über die Grenze schaffen, wird er mich finden, und dann bringe ich euch alle in noch größere Gefahr. Ich komme hier nicht weg, aber du schon. Ohne mich.«

»Was zum Teufel redest du da?«, brauste mein Cousin auf. Ich ignorierte seinen zornigen Blick.

»Denk doch mal nach, Avery. Wenn wir weglaufen, geht es immer so weiter. Er findet mich und damit auch dich. Black weiß, was ich tue. Er weiß, wo ich bin, was ich mache, wann ich atme, esse und schlafe. Er wird mich nicht aus den Augen lassen. Aber du, du hast eine Chance! Und wenn du weg bist, hat Black ein Druckmittel weniger gegen mich in der Hand.«

»Ich lass dich nicht allein!«

»Du musst!«, fuhr ich ihn an. »Es gibt nur eine Möglichkeit, den Prinzen tatsächlich zu töten – und die müssen wir nutzen.«

Avery schluckte. Er wusste genau, was ich meinte. Wir würden den Prinzen niemals besiegen, es sei denn, wir fanden die Vasallen, töteten sie und sammelten ihre Insignien.

»Wir haben den Wolf und den Rattenfänger«, zählte ich auf. »Der nächste Vasall ist der Teufel.«

Avery riss die Augen auf und schüttelte den Kopf. »Nein, nein.«

»O doch! Wir bringen den Teufel um, und du wirst mit den Insignien abhauen. Und dann musst du Holly und Adrien aufspüren ...« Bei der Erwähnung der beiden zog sich meine Brust zusammen, während Wut und Angst gleichzeitig in mir rangen. Wut, weil ein Teil von mir überzeugt war, Holly und Adrien würden noch immer nach uns suchen, und Angst, weil ich nicht wollte, dass sie uns fanden. Ich schüttelte den Gedanken ab. Das half jetzt nicht weiter.

»Ihr müsst die anderen Vasallen jagen. Und ich selbst versuche, den Prinzen aufzuhalten, so gut ich kann.«

Mein Cousin starrte mich an, als hätte ich komplett den Verstand verloren. Vielleicht hatte ich das ja auch. »Ich gehe nicht ohne dich«, versuchte er es ein weiteres Mal, doch ich bedachte ihn mit einem ruhigen Blick, der mich selbst überraschte.

»Uns bleibt keine andere Möglichkeit, oder?«

Avery zögerte, und ich sah bereits an dem Ausdruck in seinem Gesicht, was er als Nächstes sagen wollte.

»O nein!«, ging ich gleich dazwischen.

»Er wäre eine Alternative.«

»Das ist er nicht.«

»Wenn uns jemand helfen kann, dann Cole.«

Ich kniff die Lippen zusammen. »Cole kann niemandem mehr helfen«, presste ich hervor. »Er ist weg und vermutlich tot, sofern er jemals wirklich existiert hat.« Die Erinnerung daran, wie er in meinen Armen in Tausende Scherben zerbrochen war, brachte mich fast um.

»Das wissen wir nicht. Wenn er wirklich ein Spiegelbild war, ist er ... na ja, vielleicht nur dahin zurückgegangen, wo er hingehört. Was wahrscheinlich auch der Grund ist, warum Black alle Spiegel verbannt hat. Wenn wir also einen Spiegel finden, können wir mit ihm reden«, sagte mein Cousin.

»Reine Spekulation«, knurrte ich ihn an, während die Wunde in

mir drinnen weiter aufriss. Meine Gefühle waren genauso verwirrend und abgefuckt wie diese ganze Situation. Ich wusste nur, dass schon allein die Erwähnung von Cole mich in tiefe Verzweiflung stürzte.

»Wir könnten zumindest versuchen, mit ihm zu sprechen. Alles ist besser, als dich hier allein mit diesem Monster zurückzulassen.«

»Und was soll das nützen? Soweit wir wissen, war und ist Cole keine eigenständige Person. Er ist nur das verfluchte Spiegelbild des Prinzen.«

»Entschuldige bitte, aber du vergisst vielleicht, dass du nicht die Einzige bist, die wochenlang mit Cole unterwegs war. Ich respektiere eine traumatische Verleugnung durchaus, doch in diesem Fall muss ich dir widersprechen. Cole ist viel, aber nicht dieses Monster dort draußen.«

»Das kannst du nicht wissen«, flüsterte ich und spürte, wie mir Tränen in die Augen stiegen. »Er hat uns die ganze Zeit angelogen, Av.«

»Und dennoch hat er versucht, uns zu beschützen. Sogar vor sich selbst. Wenn du mich fragst, ist die größte Schwachstelle des Prinzen er selbst, und das sollten wir nutzen, solange wir es noch können.«

Frustriert fuhr ich mir durch das nasse Haar. »Wir können Cole nicht vertrauen. Das Risiko ist zu groß.«

Avery blieb stur. »Wir können zumindest mit ihm sprechen und es herausfinden.«

»Nein!«

»Und warum nicht?«

»Weil ... Darum ...«

»Bis dir ein besserer Grund eingefallen ist, werde ich ihn suchen. Du kannst ja hierbleiben und Märtyrerin spielen.« Er machte Anstalten, aus dem Bett zu klettern, doch ich hielt ihn auf.

»Was soll das? Du hast es selbst gesagt: Es gibt hier im ganzen

verfluchten Carneval keinen Spiegel mehr. Sie haben jeden einzelnen weggeräumt.«

Avery verengte die Augen. »Einen haben sie mit Sicherheit nicht weggeräumt.«

Ich zögerte. Er meinte das Spiegelkabinett des Carnevals. Doch in all der Zeit, die ich nun umhergestreift war, hatte ich es nicht mehr gefunden. Als würde es sich absichtlich einen anderen Ort suchen und mir ausweichen.

Mein Cousin bemerkte mein Zögern und nutzte es gnadenlos aus. Er deutete auf seinen Arm. »Im Moment hab ich sowieso keine Chance, mit dir oder ohne dich. Da können wir die Zeit sinnvoller nutzen und wenigstens noch einen Versuch starten, das Spiegelkabinett zu finden.« Und ehe ich eine Chance hatte zu widersprechen, fügte er hinzu: »Ist der Schweinehund gerade in der Nähe, um uns aufzuhalten? Kannst du das spüren?«

Konnte ich das? Ich horchte in mich hinein. Folgte der Spur, diesem Band, das Black und mich irgendwie aneinanderknüpfte. Vorsichtig fühlte ich die Distanz nach, die zwischen mir und dem Prinzen bestand. Dabei bildete ich mir ein, *etwas* zu fühlen. Eine Leere, die ich wiedererkannte, wenn er nicht da war, dennoch war ich mir nicht sicher, ob ich dieses *Etwas* auch richtig deutete.

Schnell zog ich mich emotional zurück und räusperte mich. »Er meinte vorhin, er würde sich mit jemandem treffen«, sagte ich.

Avery wirkte viel zu zufrieden mit sich selbst. »Dann nichts wie raus mit uns.«

»Uns jetzt noch heimlich zu verkrümeln, wird trotzdem absolut unmöglich sein«, erinnerte ich ihn.

Avery grinste schief. »Wer hat denn etwas von heimlich gesagt?«

KAPITEL 4

Als es zwölf Jahre alt war, schloss es die Zauberin in einen Turm, der in einem Walde lag, und weder Treppe noch Türe hatte, nur ganz oben war ein kleines Fensterchen.

Aus »Rapunzel«
Gebrüder Grimm

Balzer riss die Augen auf, als Avery und ich zehn Minuten später die Tür aufstießen. Ich hielt bereits den Vogelkäfig in der Hand. Sein Blick blieb an dem Käfig hängen und er musterte uns misstrauisch.

»Prinzessin?«, fragte er stoisch.

»Wir möchten spazieren gehen«, sagte ich, und ein Stirnrunzeln gesellte sich zu Balzers Misstrauen.

»Ihr wollt *was*?«

»Spazieren gehen«, wiederholte ich.

»Das tut man mit den Füßen«, ergänzte mein Cousin.

»Wir müssen Luft schnappen«, bestätigte ich.

»Luft schnappen?«, fragte Balzer.

»Das tut man mit der Lunge«, half mein Cousin aus, und Balzer wirkte, als würde er Kopfschmerzen bekommen.

Er verschränkte die Arme vor der Brust und starrte uns nieder,

was sich durchaus als eindrucksvoll erwies, da er mich um mehr als zwei Köpfe überragte. »Was habt ihr vor?«, fragte er.

»Luft schnappen«, wiederholte ich kurz angebunden.

»Mit der Lunge«, ergänzte Avery.

Balzers Nasenflügel bebten. »Geht wieder rein«, befahl er.

Ich spürte den Blick meines Cousins. Tief atmete ich durch und hob das Kinn, während ich meinen Bodyguard mit Blicken durchbohrte. »Nein«, sagte ich schlicht.

»Nein?«, wiederholte Balzer. Ich glaube, in all der Zeit hatte ich ihn noch nie so viel reden hören.

»Hat der Prinz gesagt, dass ich Hausarrest habe?«

Balzer runzelte die Stirn. »Nein«, gab er zu, allerdings sah ich ihm an, wie sehr er sich das gewünscht hätte. Doch im Carneval durfte ich mich frei bewegen. Nur sobald ich die Grenzen verließ, holten sie mich zurück.

Balzer verlagerte das Gewicht von einem Fuß auf den anderen. Ein Muskel an seinem Kinn zuckte, während er seine Möglichkeiten abwog. Ich sah in seinem Blick, wie er alle Varianten durchging, wie ich diese Gelegenheit nutzen könnte, um zu verschwinden. Weiß Gott, ich hatte jede davon bereits ausprobiert.

»Ihr wollt also spazieren gehen«, sagte er schließlich gedehnt.

»Wir wollen uns amüsieren.«

Mein Cousin lächelte breit. »Und das macht man mit viel Alkohol und Sex.«

»Ihr wollt *was*?«

»Hör nicht auf Avery.«

Ich drängte mich an Balzer vorbei, was ihn noch mehr aus dem Konzept brachte, doch er ließ mich tatsächlich gehen. Mein Cousin zögerte. Nur kurz, dann machte auch er einen Schritt aus der Tür, und es passierte das, was in den letzten Tagen immer passiert war: Als hätte er eine unsichtbare Grenze überschritten, sprossen Fe-

dern aus seiner Haut. Sie schälten sich aus ihm heraus wie Schatten. Mein Cousin verzog das Gesicht, und es gab einen hellen Lichtblitz. Im nächsten Augenblick fielen seine Kleidungsstücke in sich zusammen. Es klackte. Der Käfig in meiner Hand leuchtete golden auf. Die Gittertür fiel zu, und im Inneren saß mein Cousin. Als kleiner brauner, mies gelaunter Spatz.

Ein Seufzen entkam ihm. »Diese Gestalt ist so unwürdig. Hätte es nicht zumindest ein Adler sein können?«

Ich warf ihm einen mitleidigen Blick zu, stellte den Käfig auf den Boden und band zwei fest geknüpfte Stoffstreifen links und rechts daran fest. Innerhalb weniger Atemzüge hatte ich Trageriemen gefertigt, mit denen sich der Käfig besser transportieren ließ. Ich lernte aus meinen Fehlern. Auffordernd sah ich Balzer an. »Na los, hol schon die Kavallerie.«

Mir war klar, dass sie mich nicht allein gehen lassen würden. Nicht nach dem, was sie zuletzt mit mir erlebt hatten. Balzer biss die Zähne zusammen, und seine Augen leuchteten faszinierend golden. Dasselbe hatte ich schon bei seinen Brüdern beobachtet und vermutete, dass sie gedanklich miteinander kommunizieren konnten. Denn es dauerte nicht lange, bis Balzer steif nickte. »Kaspar und Melchior warten am Ausgang auf uns.«

»Wundervoll!«

Lächelnd wandte ich mich um und begann meinen Weg durch den unsinnig langen Korridor. Die Scheiben der hohen Fenster schimmerten. Wie viel Zeit war vergangen, seit ich bei Einbruch der Nacht versucht hatte abzuhausen? Es kam mir wie ein halbes Leben vor. Und wie ein ganzes Leben, seit ich hier gefangen war.

Es gab Tage, da versuchte ich, mir die Gesichter meiner Eltern ins Gedächtnis zu rufen. Den Klang ihrer Stimmen. Den Geruch unseres Hauses, wann immer meine Tante Lilly einen Kuchen gebacken hatte,

oder das Rascheln von Großmutters grünem Morgenmantel auf dem alten Parkett. Das Rauschen der Apfelbäume in unserem Garten. Meine Schwester, die ...

Ich stockte und starrte auf meine Füße, und ein Schauer lief mir über den Rücken. Der Tod von Fiona schien so weit weg zu sein, dennoch drängte sich mir immer wieder die Frage auf, ob es wirklich ein Unfall gewesen war oder vielleicht doch etwas anderes. Fiona war damals die absolute Favoritin gewesen, den Prinzen aufzuwecken. Selbst in einer Welt, in der Magie fehlte, hatte sie etwas Übernatürliches ausgestrahlt. Trotzdem verfolgte mich ein Gedanke, der sich nicht abschütteln ließ. Was, wenn jemand nachgeholfen hatte, um genau das zu verhindern, was jetzt doch passiert war: dass der Prinz aufwachte und die Welt unterging?

Ich versuchte seit Jahren, mich an den genauen Hergang des Unfalls zu erinnern, aber alles, was mir in den Sinn kam, waren Bruchstücke.

»Prinzessin?«

Ich riss den Kopf hoch und bemerkte, dass ich einfach mitten auf dem Weg stehen geblieben war.

Balzer sah mich aufmerksam an. »Prinzessin, alles in Ordnung? Sollen wir zurück ins Zimmer gehen?«

»Nein, ich habe nur nachgedacht«, murmelte ich und schüttelte den Kopf, versuchte, die Spinnweben darin zu vertreiben. Ich ging weiter, doch meine Schritte fühlten sich hölzern an. »Avery?«, fragte ich.

Mein Cousin brummte etwas hinter meinem Rücken. Die grausamen Gemälde unserer Vorfahren glitten an uns vorbei. Ihre Blicke schienen uns zu folgen.

Ich senkte meine Stimme. »Avery, weißt du noch, warum Fiona und ich damals im Wald am Brunnen waren?«

Balzers Schritte waren wie ein stetiges Trommeln neben mir.

Rhythmisch und gleichmäßig. Ich hörte ein Flattern im Käfig und eine Pause. Eine sehr lange Pause.

»Av?«, fragte ich unruhig nach und blinzelte.

»Ich bin mir nicht sicher. Es ist lange her ... Warum?«, kam die zögerliche Antwort.

»Es ist nur ein Gedanke, aber ... Sag mir, wenn du vor einigen Jahren schon gewusst hättest, dass all das passiert – dass der Prinz aufwacht und die Welt untergeht –, hättest du mich dann getötet, um es aufzuhalten?«

»Was ist das denn für eine Frage?« Mein Cousin klang fassungslos.

»Hättest du?«

Mein Cousin schwieg zunächst, bevor er schließlich sagte: »Nein. Ich würde immer versuchen, einen anderen Weg als Mord zu wählen. Ich könnte dir nicht wehtun, Cousinchen.«

»Du nicht«, stimmte ich zu. *Aber jemand anderes bestimmt.* Dieser Gedanke brannte sich in mir fest, und mir wurde etwas übel.

Ich beschleunigte meine Schritte, und als würde sich meine Umgebung unwohl fühlen, kam eine große Tür in Sicht. Der Ausgang des Hauptzeltes. Er versteckte sich gern oder tauchte erst gar nicht auf, doch wie Balzer gesagt hatte, standen seine Brüder davor. Beide in ihrer dunklen Uniform. Melchiors Nase war geschwollen, und unter seinen Augen breiteten sich blauviolette Flecken aus. Ein kleines Pflaster klebte auf seinem Nasenrücken. Man hatte ihn also ebenfalls nicht geheilt. Eine weitere subtile Strafe dafür, dass er mich nicht eher hatte einfangen können.

»Mel, Kas«, grüßte ich die beiden frostig.

Kaspar sah mich finster an, doch Melchior trat nach vorn und neigte den Kopf. »Es freut mich, dass Ihr wohlauf seid, Prinzessin«, sagte er.

Ich unterband jede Regung eines schlechten Gewissens. »Nettes Pflaster«, sagte ich nur, ging an ihm vorbei und stieß die Tür auf.

Kalte Luft schlug mir aus der Dunkelheit entgegen, und ich fröstelte. Die Brüder drückten sich Masken ins Gesicht, die geformt waren wie Rabenschnäbel, und folgten mir wie drei Schatten. Es knarrte hinter uns, aber das Zuschlagen der Tür blieb aus. Als ich zurückblickte, fiel keine mächtige Tür aus festem Holz ins Schloss, stattdessen raschelte nur der weiße Stoff eines Zelttes. Kein Palast war zu sehen, nur der Eingang eines großen Zirkuszelttes. Der Geruch nach Glühwein und süßen Äpfeln hing in der Luft. Musik war zu hören und mischte sich mit dem Klang von betrunkenem Gelächter. Irgendwo gingen Gläser zu Bruch, und lautes Johlen folgte.

Gerade als ich mich abwenden wollte, ging die Zeltklappe erneut auf, und ein großer Kerl stolperte heraus und fiel zu Boden. Sein weißer Anzug war voller Flecken, die rote Krawatte hing lose um seinen Hals und auf seinem Gesicht saß eine schmale Maske. Jeder Besucher trug eine und konnte sie nur entfernen, wenn er den Carneval wieder verließ. Seit ich hier war, hatte ich jedoch noch kein einziges Mal jemanden beobachtet, der den Carneval länger als wenige Stunden verlassen hatte. Sie kamen alle wieder und blieben länger und länger, und meiner Meinung nach vergaßen sie irgendwann, dass überhaupt noch eine Welt außerhalb des Carnevals existierte. Jeder, der sich nach Wickford verirrte, war verloren.

Nur dem Prinzen und seinem Gefolge war es erlaubt, ohne Maske über den Cirque zu gehen, dennoch taten es die meisten, sobald sie das große Zelt verließen.

Der Kerl am Boden sah aus, als hätte er seit mehreren Tagen nicht geschlafen. Die Haut unter seinen Augen war blass und fahl, die Haare dreckig und ölig. Er kroch auf allen vieren über den Boden, und in der nächsten Sekunde übergab er sich. Ein Schwall an Flüssigkeit und halb verdautem Essen platschte auf die Erde. Sofort stieg mir der stechende Geruch nach Magensäure in die Nase. Der Kerl stieß ein Stöhnen aus.

Melchior trat neben mich, wie um mich vor dem Anblick zu schützen. »Einfach weitergehen.«

Ich wollte mich gerade in Bewegung setzen, als Avery hinter mir aufgeregt flatterte. »Scheiße, Rain, ich glaube, das ist einer der Twinset-Cousins.«

Twinset? Ich brauchte etwa zwei Sekunden und einen genauen Blick, bevor ich das Häuflein Elend am Boden ebenfalls erkannte. »Quinn? Quinn Twinset?«, fragte ich.

Der Nachfahre von Schneeweißchen hob ächzend den Kopf. Seine Augen wirkten wie leere Höhlen, und er schien mich kaum fixieren zu können. »Hil... hilfe«, brachte er nur hervor, ehe er sich krümmte und erneut auf den Boden erbrach.

»Prinzessin«, sagte Melchior alarmiert, da stürzte ich schon zu Quinn, wich der Kotzpfütze aus und ließ mich neben ihn sinken.

»Himmel, Quinn, du siehst wirklich beschissen aus. Was ist mit dir passiert?«, fragte ich ihn und musste mich zusammenreißen, nicht wegen des Geruchs, der von ihm ausging, ebenfalls zu würgen. Der Kerl stank, als hätte er sich wochenlang nicht geduscht.

Quinns Kopf wackelte, als säße er zu lose auf den Schultern. »R... Rain?«, stammelte er, und obwohl er so schlimm roch, nahm ich sein Gesicht in meine Hände und strich ihm das wirre blonde Haar aus dem Gesicht.

»Ich bin es, Quinn. Was ist los? Wo ist dein Cousin Harbor?«, fragte ich nach dem Nachfahren von Rosenrot. Bisher hatte ich die beiden noch nie ohneinander gesehen.

»Ich ... ich habe keine Ahnung.« Quinn schluchzte, und sein ganzer Körper zitterte, als bräuchte er jedes Quäntchen Kraft, um verständliche Sätze zu formulieren.

»Was ist passiert?« Mit Schrecken fiel mir ein anderer Nachfahre ein, den ich beim Betreten von Wickford gesehen hatte. »Ihr wart mit Remy Beauvieux unterwegs«, erinnerte ich ihn.

Quinn nickte. »Wir ... wir wurden getrennt.«

»Wann?«

Etwas flackerte in seinem Blick auf. »Ich weiß es nicht«, flüsterte er, und ein weiteres Schluchzen entrang sich seiner Brust.

»Wann hast du das letzte Mal den Carneval verlassen?«

»Ich ... ich weiß es nicht.« So wie er aussah und roch, musste er beinahe schon so lange hier sein wie ich. »Wo bin ich?«

»Alles gut, du brauchst nur ein wenig Ruhe. Wir finden deinen Cousin«, versicherte ich ihm und blickte zu Melchior auf. »Bringt ihn in mein Zimmer. Er muss dringend seinen Rausch ausschlafen.«

Melchior seufzte, als hätte er bereits damit gerechnet. »Wir können ihn nicht in Eure Gemächer bringen, Prinzessin«, wandte er ein.

»Natürlich könnt ihr das«, widersprach ich, doch mein Bewacher verschränkte nur die Arme vor der Brust.

»Nein«, sagte er, und seine Stimme war so unbeugsam wie sein Blick.

Ich biss die Zähne zusammen und schnaufte. »Dann bringt ihn eben in Averbs Zimmer. Der braucht es ohnehin nicht mehr.«

»Ha-ha-ha«, ätzte mein Cousin aus seinem Käfig heraus.

Als Melchior zögerte, fügte ich hinzu: »Wir können das auf die einfache oder auf die harte Tour machen, Mel. Ich lasse Quinn hier nicht liegen, und soweit ich weiß, ist es mir nicht untersagt, Besuch zu bekommen, oder?«

Unsere Blicke bohrten sich ineinander. Ich kannte Melchior inzwischen gut genug, um zu erahnen, dass er überlegte, die Sache auf die harte Tour auszufechten. Um ehrlich zu sein, war ich mir nicht sicher, wer dabei gewinnen würde. Doch schließlich leuchteten seine Augen golden auf, und seine Schultern entspannten sich. Er nickte ruckartig, und Balzer trat nach vorn. Wortlos warf er sich den stockbesoffenen Quinn über die Schulter.

»Fliege ich?«, fragte Quinn völlig überfordert.

»Lass es nicht drauf ankommen«, knurrte Balzer.

Als Antwort übergab sich Quinn abermals, quer über den Rücken meines Bewachers. Ehe sie im Inneren des Zeltcs verschwanden, hörten wir Balzer noch lauthals Flüche ausstoßen.

»Danke«, sagte ich knapp zu Melchior und ignorierte dabei die Hand, die er mir hingestreckt hatte, um mir auf die Beine zu helfen.

Melchior nickte, sah jedoch aus, als bräuchte er dringend Urlaub. Oder Schmerzmittel. Oder beides.

Spöttisch tätschelte ich seine breiten Schultern. »Es hält euch niemand auf, euren Job zu kündigen«, erinnerte ich ihn.

Er seufzte. »Allein dieser Gedanke lässt mich nachts noch schlafen.«

Ich warf ihm einen amüsierten Blick zu, ehe ich mich wieder in Bewegung setzte. Wir befanden uns hier im Zentrum des Carnevals. War dieser bei meiner Ankunft noch in etwa so groß wie das Dörfchen Wickford gewesen, so war er inzwischen mindestens auf die dreifache Größe angewachsen. Je mehr Menschen in den Carneval kamen und dort blieben, desto größer wurde er – wie ein wucherndes Krebsgeschwür. Und wir waren nicht mehr als Maden, die sich darin wanden. Mit jedem Tag kamen mehr Zelte und Gassen dazu. Aus diesem Grund war es auch jedes Mal so schwierig gewesen, den Weg hinaus zu finden.

»Wo wollt Ihr hin?«, fragte mich Melchior.

»Ich gehe einfach«, sagte ich knapp, und er ließ es dabei bewenden. Kaspar murmelte etwas vor sich hin.

Ich folgte der Allee, die vom Zelt wegführte und von grünen Laternen gesäumt wurde. In ihrem Inneren flackerten dieselben blauen Flammen wie im Kaminzimmer des Prinzen. In regelmäßigen Abständen standen hübsche Bänke, auf denen Menschen aßen, tranken oder einfach nur regungslos saßen. Überall wuchsen Bäume mit großen goldenen Äpfeln. Ihr süßer Duft hing in der Luft, und die Schar

an Besuchern, die es bis hierhin geschafft hatten, griffen nach den Äpfeln, pflückten sie und vergruben ihre Zähne in dem süßen Fleisch, bis ihre Lippen voller Goldstaub waren. In ihren Augen lag der gleiche wirre Ausdruck wie in denen von Quinn. Unter den Duft der Früchte mischte sich nun auch der saure Gestank von Körperflüssigkeiten. Das verzerrte Lachen der Leute hallte zu uns herüber, und einen Augenblick lang kam es mir so vor, als würde ich direkt in einem Albtraum herumspazieren.

Melchior und Kaspar flankierten mich und sahen jeden scharf an, der mir auch nur einen Schritt zu nahe kam, wobei Kaspar regelmäßig Menschen zur Seite stieß. Niemand hier schien noch wirklich bei Sinnen zu sein, dennoch richteten sie ihre verklärten Blicke auf mich.

Ich konnte den Stich des schlechten Gewissens nicht verdrängen. Sie alle waren wegen mir hier. Weil ich den Prinzen aufgeweckt hatte. Ohne mich würden sie jetzt nicht im Dreck liegen und verzaubertes Obst in sich hineinstopfen, sondern einem völlig gewöhnlichen Leben nachgehen. Einem Leben, das sie wahrscheinlich nie wieder führen würden.

Unwillkürlich beschleunigte ich meine Schritte und zwang mich, nicht zu genau hinzusehen. Als wir die Allee endlich hinter uns ließen, atmete ich erleichtert auf. Vor uns tat sich eine Flussbiegung auf. Eine Brücke aus Glas spannte sich darüber hinweg. Auch hier warf das Licht von Laternen tanzende Schatten. Einige Besucher standen darauf, hielten Händchen und starrten auf den Fluss, in dem der ein oder andere Gondolieri sein Boot über das Wasser schob. Genau so einen hatte ich gesucht!

»Hey! Anhalten!«, rief ich und lief zum Flussufer hinab.

Einige verwunderte Blicke folgten mir, während ich einem der Gondolieri zuwinkte. Es gab niemanden, der sich im Carneval so gut auskannte wie die Gondolieri. Wenn jemand wusste, wo sich aktuell das Spiegelkabinett befand, dann sie. Auf mein Winken hin steuerte

einer auf mich zu, doch ein paar Meter vor mir stieß er seinen Stock plötzlich tief in den Fluss und drehte ab.

»Hey! Hallo?«, rief ich und winkte eifriger, bis mein Blick auf Kaspar fiel. Er hatte die Arme verschränkt, genauso wie Melchior, und beide schüttelten den Kopf, sobald sich einer der Gondolieri näherte.

Vor Wut schoss mir die Hitze in die Wangen. »Was tut ihr da?«, presste ich hervor.

Melchior sah mich ungerührt an. »Ich weiß nicht, was Ihr meint, Prinzessin.«

»Verarsch mich nicht!«, fuhr ich ihn an.

Eine rostrote Augenbraue schnellte nach oben. »Das tue ich nicht.«

»Du vertreibst sie! Warum?«

Noch mal ein spöttischer Blick. »Ich dachte, Ihr wolltet Euch die Füße vertreten«, sagte er betont und deutete geradeaus. »Und etwas zu trinken gibt es dort vorn in einigen Zelten.«

Ich verengte die Augen zu Schlitzern. »Dieses Spiel willst du also spielen?«

»Ich weiß nicht, was Ihr meint«, sagte er nur.

Ich blies die Backen auf und knurrte. »Heute Abend werde ich dich dazu bringen, diesen Job zu kündigen«, prophezeite ich ihm.

Kaspar schnaufte amüsiert, doch Melchior sah mich nur ungerührt an. Frustriert pustete ich mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Ich musste es schaffen, meine muskulösen Anstandsdamen irgendwie loszuwerden. Gerade lang genug, um meinen Weg zum Spiegelkabinett zu finden.

Ich stampfte weiter. Jenseits der Brücke lag der Marktplatz. Dutzende kleine Stände reihten sich aneinander in einer Flut aus Gassen, die sich gefühlt endlos verzweigten. Dort wurde so ziemlich alles verkauft. Von handgeschnitztem Schmuck, bunten Seidentüchern

und schimmernden Kleidern über Parfüm, Hüte, Stöcke und Uhren bis hin zu kleinen Tieren in goldenen Käfigen wie dem, in dem mein Cousin hockte. Auf den ersten Blick wirkte alles wie Tand auf einem normalen Handwerksmarkt, doch sobald man stehen blieb und die Waren länger ansah, fiel einem auf, dass einige der schimmernden Parfümflakons mit milchig grünen oder schwarzen Flüssigkeiten gefüllt waren. In manchen waberte Rauch und in wieder anderen dümpelte kleines Getier vor sich hin. Auf einem kleinen Schild stand: »Gift und Flüche. 24 Stunden Wirksamkeit garantiert!«.

Am Stand daneben klimperten hölzerne Ketten und Armbänder in einer leichten Brise, doch sobald ich daran vorbeiging, erkannte ich, dass ich mich in dem Material geirrt hatte. Denn die Frau hinter dem Verkaufstresen schnitzte gerade einen schimmernden Ring – aus Knochen. Als sie meinen Blick spürte, sah sie lächelnd auf. In ihrem Mund fehlten beinahe komplett die Zähne, dennoch verstand ich sie, als sie säuselte: »Komm nur, meine Hübsche, für einen deiner Schneidezähne mache ich dir ein Medaillon, das dich vor dem bösen Blick schützt.«

Ehe ich antworten konnte, versperrte mir Melchior die Sicht. Ich atmete erleichtert auf und lief schnell weiter.

An der nächsten Auslage tickten Uhren, doch keine davon schien wirklich im Takt zu sein. Manche gingen eindeutig langsamer, andere viel zu schnell und manche sogar rückwärts. Der Mann hinter dem Stand hob eine schimmernde Taschenuhr hoch und rief in die kaufgierige Meute: »Diese Uhr zeigt euch im Austausch gegen nur drei Lebensjahre euer genaues Sterbedatum. Mit dieser Uhr könnt ihr beobachten, welche eurer Entscheidungen im Leben eure Zeit auf Erden verlängern oder verkürzen. Holt so viel Zeit aus eurem Leben heraus wie nur möglich! Schlagt zu, bevor es zu spät ist! Wer möchte nicht wissen, wann seine Zeit gekommen ist, und wer möchte nicht noch ein paar Jahre mehr absahnen?«

Das Rufen des Uhrenverkäufers mischte sich mit dem eines Händlers, der eine Vase in der Hand hielt und brüllte: »Der Dschinn in dieser Vase erfüllt nicht nur drei Wünsche, sondern ganze sechs!«

Noch mehr Geschrei. »Dreibeinige Hühner! So schnell werden eure Hühner nie wieder sein, und eines von hundert legt sogar goldene Eier.«

»Soll ich dir ein dreibeiniges Federvieh kaufen? Als Freund?«, fragte ich Avery.

»Untersteh dich«, zischte er, während ich beinahe stolperte, als mir eine verschrumpelte alte Hand etwas unter die Nase hielt.

»Mein Kind, möchtest du einen Apfel?« Eine alte Vettel stand vor mir. Langes graues Haar hing ihr ins Gesicht, in ihrem Mund schien jeder zweite Zahn zu fehlen und tiefe Runzeln hatten sich in ihr Gesicht gegraben. Sie grinste, als sie mir das Obst unter die Nase hielt und gackerte. »Nur ein Biss und all deine Träume werden wahr.«

Der Apfel war so prall und glänzend, dass ich mich fast darin spiegeln konnte.

»Sie will nicht ...«, begann Melchior sofort, als ich auch schon den Apfel nahm und ohne mit der Wimper zu zucken hineinbiss. Süßer Saft füllte meinen Mund.

»Spuckt das sofort aus«, brüllte mich Melchior an, während mich die Alte amüsiert beobachtete.

»Lass es. Ich weiß, dass du es bist, Teufel«, sagte ich.

Die Alte verzog das runzelige Gesicht, und im nächsten Augenblick stand Pentragon vor mir. Schwarzes Haar, das im schimmernenden Licht einer Straßenlaterne beinahe blau aussah, war nach hinten zu einem lockeren Zopf gebunden, und er trug einen schicken blutroten Anzug. »Was hat mich verraten?«, fragte er.

Melchior und Kaspar sahen für einen Moment aus, als würden sie einen Herzinfarkt bekommen, doch sie wichen nicht zurück. Eher im Gegenteil, sie stellten sich noch näher an mich heran.

Ich neigte den Kopf und warf den Apfel achtlos auf die Straße. »Das war ein schreckliches Klischee«, meinte ich nur, und der Teufel schürzte die Lippen. Er musste nicht wissen, dass es sein Geruch war, der ihn verriet.

Pentragon schnippte, und in der nächsten Sekunde hielt er mir einen schimmernden Haarkamm entgegen. »Also willst du den?«, fragte er, galant wie immer.

»Was willst du von mir, Pentragon?«, fragte ich nur.

Er schnippte abermals, und statt dem Kamm erschien ein eleganter Gehstock, dessen Knauf diesmal aussah wie ein Apfel und nicht wie eine Ziege. »Als ich hörte, dass du unterwegs bist, dachte ich mir, es ist schon viel zu lange her, dass wir zusammen etwas unternommen haben.«

»Wir haben noch *nie* etwas zusammen unternommen, Pentragon.«

»Eben. Es wird höchste Zeit, meine zukünftige Königin kennenzulernen.«

Genervt schob ich mich an ihm vorbei und drängte mich aus dem Marktbereich heraus.

»Wo wollen wir hin?«, fragte Pentragon vergnügt, ohne sich abzütteln zu lassen.

»Ich will mir nur etwas die Füße vertreten«, gab ich zurück.

»Sightseeing! Wie aufregend. Was möchtest du sehen? Ich bringe dich hin.«

Ich blieb so abrupt stehen, dass Melchior beinahe in mich hineingerannt wäre. »Egal wohin?«, hakte ich nach.

Er stützte sich auf dem Stock ab und lächelte mich charmant an. »Natürlich.«

Ich spürte Avery hinter mir unruhig flattern und wusste, wovor er Angst hatte, aber hatte ich denn eine Wahl? Die Brüder ließen mich eh nicht aus den Augen, und mir folgten so viele andere Bli-

cke. Die Chancen, das hier im Geheimen durchzuziehen, waren sowieso gleich null, also warum nicht gleich mit dem Kopf durch die Wand?

»Ich möchte zum Spiegelkabinett«, sagte ich.

Mein Cousin stöhnte unterdrückt. Meine Bodyguards spannten sich an.

Pentragon musterte mich aufmerksam. »So, so ... das Kabinett. Ein interessanter Ort«, meinte er und klang dabei wie eine Katze, die gerade drauf und dran war, einen Vogel zu fressen. »Erlaube mir die Frage, warum willst du dorthin? Soweit ich weiß, habe ich dich bereits einmal hingebracht. In meinen Augen liefert dieser Ort mehr Fragen als Antworten. Der Carneval hat durchaus spannendere Attraktionen zu bieten.«

Wir maßen uns mit Blicken. Jetzt war nur die Frage, ob ich auch besagter Vogel sein würde, an dem er sich gütlich tun wollte. In diesem Fall war die beste Lüge wohl die Wahrheit. Zumal wir beide wussten, dass der Teufel jede Lüge zehn Meilen gegen den Wind riechen konnte.

»Ich hatte gehofft, der Spiegel könnte mir noch ein paar Fragen beantworten.«

»Ist das so?« Pentragon lächelte zweideutig.

»Ist das verboten?«, fragte ich täuschend sanft.

Melchior und Kaspar neben mir waren inzwischen so angespannt, dass ihre Muskeln zu platzen drohten.

Schließlich hob der Teufel eine Augenbraue. »Mitnichten. Es wäre mir eine Freude, dich wieder zum Kabinett zu bringen.«

Die Antwort brachte mich so sehr aus dem Konzept, dass ich nur verblüfft fragte: »Wirklich?«

»Durchaus. Komm mit. Es sollte ganz in der Nähe sein«, sagte der Teufel vergnügt und begann, sich einen Weg durch die Marktstände zu bahnen.

»Warum habe ich jetzt so ein seltsames Gefühl im Bauch?«, fragte mein Cousin in seinem Käfig.

»Vielleicht, weil du dort hinten den Eimer mit Regenwürmern gesehen hast?«, gab ich zurück, um meine eigene Nervosität zu verstecken.

»Möglich«, räumte er ein, ehe er zum Thema zurückkehrte. »Folgen wir dem Teufel jetzt wirklich?«

»Haben wir eine andere Option?«

»Wir könnten uns noch immer besaufen«, schlug er vor.

»Das können wir auch nachher.«

»Wir könnten saufen, ohne uns davor einen Arschtritt abzuholen.«

»Aber wo wäre dann der Spaß?«

»Verstehen wir unter Spaß gebrochene Steißbeine?«

»Nicht auszuschließen.«

Avery murrte. Ich ging weiter, meine Bodyguards wie zwei Schatten hinter mir.

Pentragon wartete auf mich in einer Seitengasse, die in eine schlichte kleine Brücke mündete. Der Fluss plätscherte fröhlich darunter hindurch, und über das Gesicht des Teufels zuckte ein erfreuter Ausdruck, als er sah, dass ich ihm tatsächlich folgte.

»Komm, ich möchte dir etwas zeigen«, sagte er fröhlich und trat über die Brücke.

Es war so surreal. Obwohl ich hätte schwören können, dass eben noch am anderen Ende die kleine Straße einfach weiterging, stand ich plötzlich in einer Blumenwiese. Angenehme Wärme wanderte über meine Haut, als hätte jemand die Kälte ausgeschaltet und mich mitten in den Sommer versetzt. Überrascht blieb ich stehen und ließ die Umgebung auf mich wirken. Die Wiese, durch die sich ein Pfad schlängelte, war grün und saftig. Zwischen den Blumen krabbelten Käfer umher, darüber flatterten Schmetterlinge. Vor mir ragte ein großer Baum auf, dessen Blätter kühlen Schatten spendeten. Eine

Holzschaukel hing von einem der Äste und wehte leicht im Wind hin und her.

»Ein zauberhafter Ort, nicht wahr? Ich habe ihn sehr gern gestaltet«, murmelte Pentragon.

»*Du* hast das gemacht?«, fragte ich, während ich weiter auf den Pfad schaute, der vor mir lag.

»In gewisser Weise ja«, antwortete er. »Er kam mir wie die richtige Atmosphäre für unser Gespräch vor.«

Überall blühten Rosen. Es brauchte zwei Wimpernschläge, bis ich begriff, was mich an den Pflanzen irritierte: Sie waren nicht rot, weiß oder rosa. Sie waren golden. Sie schimmerten im Sonnenlicht, und ein schwerer, süßlicher Geruch lag über allem. Pentragon stand einige Schritte vor mir, in seiner Hand lag statt des Stocks nun eine Schere. Es schnippte, als er eine der Rosen abschnitt und mit einem breiten Lächeln zu mir zurückkam. »Eine goldene Rose. Erstarrt in der Zeit, perfekt für die Ewigkeit«, sagte er und hielt sie mir mit einer eleganten Verbeugung entgegen.

Die Blume war langstielig und gespickt mit Dornen. Mein erster Instinkt war, vor der Blume zurückzuweichen, doch die Rose leuchtete in den Händen des Teufels nur noch heller. Die Blätter schimmerten, als würde die Sonne sich selbst darin spiegeln. Fasziniert nahm ich die Rose entgegen.

»Sie ist wunderschön und erstaunlich schwer«, stellte ich fest und drehte die Rose in meiner Hand.

Der Teufel lächelte. »Es sind Blumen, die nur für die Götter gezüchtet wurden. Auch wenn sie ewig blühen, so sind sie eigentlich tot. Oder auch gefangen in der Ewigkeit. In meinem Leben habe ich sie nur einmal ihre Blätter verlieren sehen, und das war nach dem Sturz des Sonnenkönigs.« Liebevoll sah er die Blumen an und ich merkte, wie sich meine Finger zusammenkrampften vor lauter Frustration, ihn nicht durchschauen zu können.

Aber daran war ich selbst schuld. Ich selbst hatte dafür gesorgt, dass in meinem Buch über die alten Götter die Seite über den Teufel fehlte. Cole war damals durch den Biss einer Ratte vergiftet worden, und ich hatte tatsächlich gedacht, er würde sterben. Also war ich mit Rumpelstilzchen einen Handel eingegangen: die Seite über den Teufel im Austausch für Coles Rettung. Ich könnte mir in den Arsch treten, wenn ich daran dachte.

Denn das Buch war unendlich wertvoll. Um die Vasallen auszuschalten und ihre Insignien zu erlangen, musste man ihre Schwachstellen kennen. Das Buch hatte mir verraten, wie die Vasallen gelitten hatten unter den Göttern, wie ihre Schicksale mit dem des Prinzen verwoben waren. Mit diesem wertvollen Hintergrundwissen hatten wir zwei von ihnen bereits besiegen können. Und waren fest entschlossen, es wieder zu tun. Doch Rumpelstilzchen hatte uns einen Strich durch die Rechnung gemacht, als er ausgerechnet die Seite über den Teufel herausgerissen hatte.

»Du kennst dich also mit Blumen aus?«, fragte ich.

Der Teufel lächelte beinahe wehmütig. »Durchaus. Vor sehr, sehr langer Zeit war ich der Gärtner am göttlichen Königshof. Es war meine Aufgabe, die schönsten und prächtigsten Blumen zu züchten, die den Augen der Götter schmeicheln sollten. Unübertroffen in Geruch, Größe und Eleganz. Eine schwierige Aufgabe, doch ich liebte schon immer die Herausforderung.« Andächtig strich er über den dicken Blütenkopf einer goldenen Rose.

»Vom göttlichen Gärtner zum Teufel. Eine steile Karriere«, sagte ich und wollte die Rose eigentlich so schnell wie möglich wieder loswerden.

»Der Ausdruck ›Teufel‹ ist so brachial«, meinte Pentragon. »Ich sehe mich viel lieber als Meister der Zerstreuung, der Verführung, des Schönen und Vergänglichen, der Genüsse und der Gelüste.« Er musterte mich eindringlich. »Des Verlangens.«

Er trat noch einen Schritt näher. Sein Antlitz änderte sich. Es verzog sich, bis die Haare noch dunkler wurden und ihm in dichten Wellen bis zur Schulter fielen. Sein Gesicht wurde schmalere, die Haut blasser, die Augen dunkler, bis die exakte Kopie des Prinzen vor mir stand. Unweigerlich versteifte ich mich und traute mich kaum zu atmen.

Er schlich um mich herum wie eine Katze um den Sahnetopf. »Ich liebe Schönheit in all ihren Formen«, schnurrte er. »Ich kreiere sie, züchte sie in all ihren Arten. Und Menschen sind genauso wie Blumen: am schönsten, wenn sie völlig in einer Sache aufgehen. Hast du schon einmal den reinen Wahnsinn in den Augen eines Menschen gesehen?« Er kam mir so nahe, dass sich die kleinen Härchen an meinem Nacken aufstellten. »Hass, Liebe, Lust, Schmerz, Wahnsinn. In seiner pursten Form ist alles am mächtigsten, aber schwer zu bekommen. Es ist wie mit einem Diamanten: Verunreinigt ist er wertlos. Einen Menschen etwas absolut fühlen zu lassen, bedeutet, ihn zu brechen und aus ihm etwas vollkommen Neues zu gestalten. All das braucht Aufmerksamkeit, Zeit und Hingabe. Doch wenn es gelingt ...« Sein Lächeln wurde breiter, bis seine Augen wie zwei Abgründe wirkten. »... wenn es gelingt, ist es wie mit den Rosen. Sie sind prächtig. Ein Kunstwerk. Ihre Emotionen nähren diesen Ort.«

Ich blinzelte den Teufel an und wich einen Schritt zurück. Seine bloße Nähe drohte mich zu ersticken. »Die ... die Wahnsinnigen ernähren diesen Ort?«, fragte ich, und der Teufel wirkte überaus erfreut, dass ich verstand. Doch tat ich das wirklich?

Wie ein Zirkusdirektor breitete er die Arme aus und umspannte damit gefühlt das gigantische Reich, das er erschaffen hatte. »Sieh dich um, Rain. Magie ist nichts weiter als purer Wahnsinn, und Wahnsinn ist nichts weiter als Magie. Die Menschen kommen zu mir, weil sie vor der Realität flüchten, vor sich selbst, vor ihrem tristen Alltag, ihren Ängsten, Sorgen und allem, was sie von innen heraus zu

zerstören droht. Nur hier können sie neu und unverfälscht sein, sie müssen nie wieder etwas tun, was sie nicht wollen. Jede Kontrolle fällt von ihnen ab, jeder Gedanke – und mag er noch so verwerflich sein – darf bis zum Exzess ausgelebt werden. Die Menschen brechen ihre Schale auf, in die die Gesellschaft sie gezwungen hat, und heraus kommt die pure Essenz in all ihrer Schönheit und Grausamkeit. Sie werden Teil dieses Ortes, sie werden Teil der Magie selbst, die so lange in dieser Welt gefehlt hat. Sobald jede Grenze fällt, wird nichts mehr unmöglich sein – und das alles nur dank dir, meine zukünftige Königin.«

»Wag es ja nicht, mir diese Sache in die Schuhe zu schieben!«, sagte ich gepresst und schüttelte den Kopf. »Ich habe mit alldem nichts zu tun.«

»Du hast den Prinzen geweckt«, erwiderte er mit einem Lächeln, das mir ganz und gar nicht gefiel.

Ich biss die Zähne zusammen. »Und dennoch sind seine und deine Taten nicht die meinen«, sagte ich schließlich und war selbst überrascht, wie wütend ich klang. Wie bestimmt. »Ich unterstütze das nicht. All das ist absoluter Irrsinn, und ich lasse mir von dir nicht einreden, es wäre etwas anderes.«

Anstatt beleidigt zu sein, lächelte mich der Teufel in Gestalt des dunklen Prinzen liebenswürdig an. »Ich weiß, du hast aktuell eine andere Sicht auf die Dinge.« Ich stieß ein ungläubiges Schnauben aus, doch er fuhr ungerührt fort: »Und das ist auch absolut verständlich.« Er kippte den Kopf zur Seite, und eine Haarsträhne umspielte sein Gesicht. Er überbrückte den letzten Schritt, der uns voneinander trennte, und beugte sich herab, bis sein Atem über meine Lippen glitt. »Wir sind in deinen Augen Monster, die es zu bekämpfen gilt, und ich versichere dir, niemand von uns wird behaupten, etwas anderes zu sein. Ich weiß, warum du uns aufzuhalten versuchst. Du siehst die Zerstörung, die wir anrichten, das Leid. Du hörst die Schreie,

siehst das Blut auf den Straßen, und das stößt dich ab. Natürlich tut es das. Du willst deine Welt beschützen. Du wurdest mit den Grenzen der Menschen um dich herum erzogen und darin geschult zu erkennen, was ihrer Meinung nach richtig und falsch ist. Aber, Rain, diese Welt bietet so viel mehr, als man dir beigebracht hat. Sie ist voller Möglichkeiten. Du hast nie das Paradies gesehen, weil ihr in eine Welt hineingeboren wurdet, die bereits im Sterben lag. Du kannst dir nicht einmal ausmalen, wie eine Welt gestaltet wäre, wenn sie nicht unter den selbst gemachten Grenzen des Menschen zu leiden hat. Wie auch? Du bist in einem kleinen dunklen Loch aufgezogen worden, in dem Glauben, so müsse die Welt aussehen.«

»Wag es nicht, mir Kurzsichtigkeit vorzuwerfen! Massenmord ist mit nichts zu entschuldigen«, fauchte ich ihn an, während mir ein kalter Schweißtropfen über den Rücken lief.

Der Teufel sah mich milde an. »Diese Welt ist nicht mehr zu retten, Rain. Sie war bereits dabei zu sterben, als wir kamen. Nichts, was du tust, kann die Zeit zurückdrehen. Selbst wenn wir von heute auf morgen alle tot umfallen würden, was glaubst du, würden die Menschen, die übrig geblieben sind, tun? Glaubst du, sie beschließen nach solch einer Katastrophe den Weltfrieden? Glaubst du wirklich, dann wird alles gut? Dort draußen herrscht das Chaos, es gibt keine Infrastruktur, das Militär ist nicht mehr als eine plündernde und vergewaltigende Plage. Dort draußen herrscht Anarchie.«

Zum ersten Mal, seit wir diese Konversation begonnen hatten, verlor der Teufel seine Fassung. Seine Augen glommen von innen heraus, und seine Haare wechselten hektisch von Schwarz über Blond zu Grau. Selbst seine Stimme variierte von tiefem Bariton zu hellem Sopran.

Ich starrte ihn an und spürte, wie mir noch mehr Schweiß über den Rücken lief.

»Du willst Dinge ändern?«, fuhr Pentragon fort. »Dann reiß dich

zusammen, hör auf davonzulaufen, werde Königin und führe diese Welt! Ohne dich und den Prinzen wird sie auseinanderfallen. Es braucht euch beide dazu.«

Meine Nasenflügel blähten sich, und obwohl ich es zu verstecken versuchte, fühlte ich einen kleinen Knacks in mir, den ich bis jetzt nicht hatte zulassen wollen. Ein Riss, aus dem langsam Zweifel quoll. Die Worte des Teufels hingen schwer zwischen uns. Sie hallten in meinem Kopf, wie ein Echo wurden sie an meiner Schädeldecke zurückgeworfen. Der Himmel grollte, als würde sich ein Unwetter zusammenbrauen. Ein scharfer Windzug, der nach Schnee und Eis roch, fuhr mir durch die Haare. Keiner von uns sagte etwas. Ich stand zitternd vor Pentragon und hielt den Riss in mir zusammen.

Ich versuchte, mich daran zu erinnern, dass vor mir der Teufel stand. Auf ihn zu hören, war das Gefährlichste, was ich tun konnte. Vor mir stand ein Monster, das dabei war, Tausende Menschen in den Wahnsinn zu treiben. Sie begingen Massenmord, und das war mit nichts auf dieser Welt zu entschuldigen. Andererseits versuchte er das auch gar nicht. Das war schlau. Keiner von ihnen tat, als wäre er etwas anderes als das, was sie waren. Stattdessen setzten sie mir Flausen in den Kopf. Säuselten mir Worte vor und wollten meinen Widerstand brechen. Doch das konnte ich nicht zulassen.

Und dennoch ... Ein Stimmchen drang zusammen mit dem Zweifel aus dem Riss in meinem Inneren hervor. Was, wenn ich die Sache komplett anders angehen musste? Was wäre, wenn ich mich in eines dieser ungemütlichen Kleider zwängte, mir die Krone aufs Haupt setzte und neben Black auf einem Thron aus Knochen Platz nahm? Was, wenn ich tatsächlich Königin werden musste, um all das aufzuhalten? Wenn die Lösung nicht darin bestand, die Dunkelheit zu bekämpfen, sondern eins mit ihr zu werden? Wie würde es sich wohl anfühlen, wenn so viel Macht in den Adern pulsierte? Gänsehaut

überzog schlagartig meine Haut. Der Riss in mir klaffte weiter auf und mit ihm kam ein Verlangen, das alles ...

»Stopp!« Ich schnappte nach Luft, als wäre ich soeben tief abgetaucht gewesen. »Das reicht. Komm mir noch einmal so nahe, dann ramme ich als Nächstes *dir* einen Brieföffner in die Brust.«

Der Teufel seufzte leise, und seine Schultern sackten ab. »Bitte verzeih. Ich habe mich hinreißen lassen und dabei eine Grenze überschritten«, sagt er sanft und neigte den Kopf.

»Das hast du in der Tat«, fauchte ich. »Du hast mich lange genug hingehalten. Bring mich zum Spiegelkabinett.«

»Willst du das wirklich?«, fragte er.

»Willst du mich aufhalten?«, gab ich zurück, und er seufzte abermals.

»Nein, das werde ich nicht. Aber was auch immer du tust, denk daran, dass deine Taten Konsequenzen haben. Für uns alle. Das Spiegelkabinett liegt am anderen Ende des Gartens. Wenn du mich jetzt entschuldigst? Es gibt vor deiner Krönung noch einige Dinge zu erledigen.«

Er verbeugte sich, und mit einer geschmeidigen Drehung ging er davon. Seine Silhouette verschwand, und das Leuchten der Wiese dämpfte immer weiter ab, als hätte jemand das Licht ausgeschaltet.